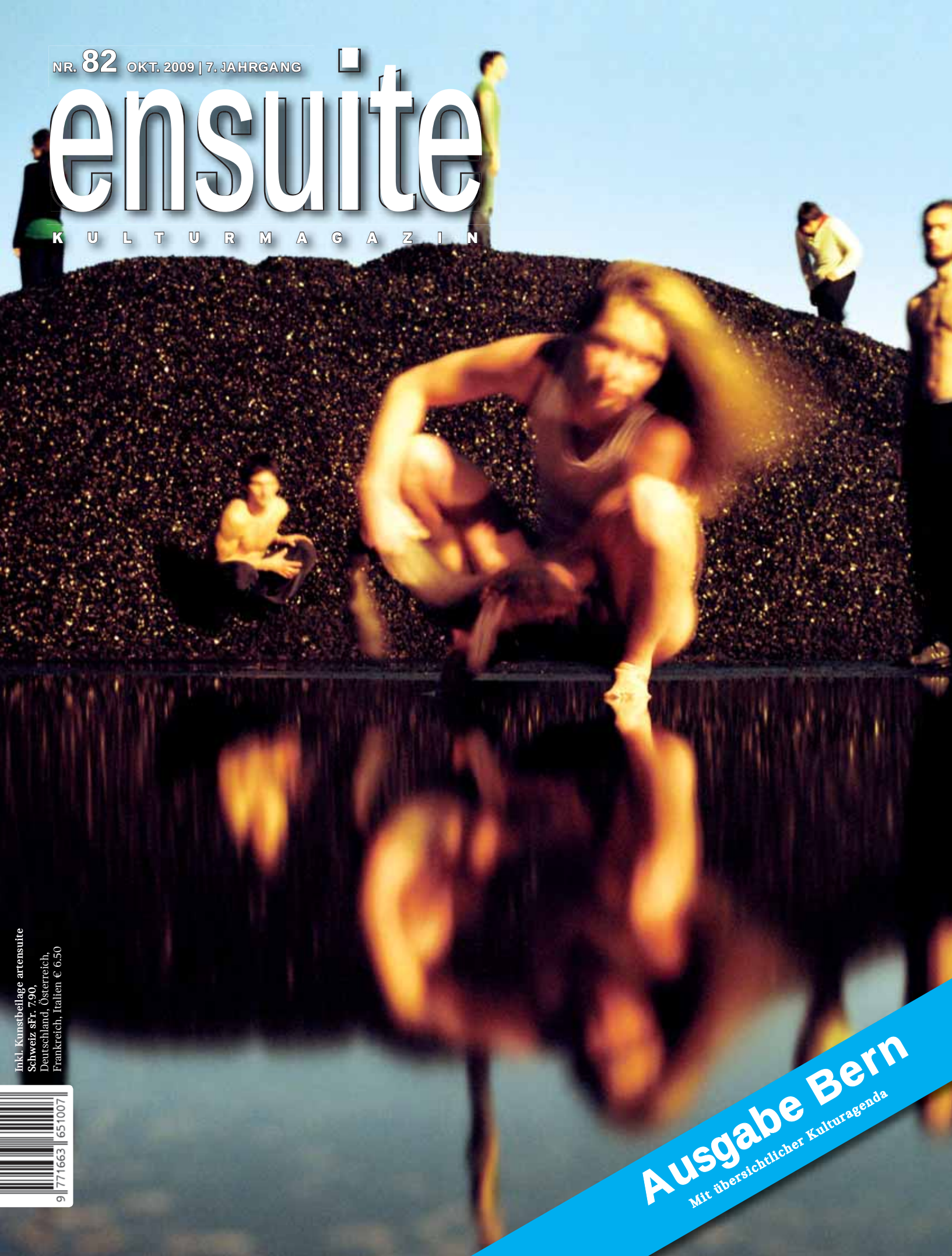


NR. 82 OKT. 2009 | 7. JAHRGANG

ensuite

K U L T U R M A G A Z I N



Inkl. Kunstbeilage artensuite
Schweiz sFr. 7.90,
Deutschland, Österreich,
Frankreich, Italien € 6.50



Ausgabe Bern
Mit übersichtlicher Kulturagenda



Tour'09 DRUM & VOICE

01. NOVEMBER SOLOTHURN > Altes Spital
Konzert 17.00 Uhr > Türe 16.00 Uhr > Reservationen: reservation@talking-drums.com

07. NOVEMBER NIDAU > Restaurant Kreuz
Konzert 21.00 Uhr > Türe 20.00 Uhr > Vorverkauf: www.ticketino.ch

10. / 11. NOVEMBER BERN > Mahogany Hall
Konzert 20.30 Uhr > Türe 19.30 Uhr > Reservationen: reservation@talking-drums.com

www.talking-drums.com www.youtube.com/user/rhythmtalk

Voids, Eine Retrospektive

13. September – 11. Oktober 2009

Kunsthalle Bern

Helvetiaplatz 1 CH-3005 Bern T +41 (0)31 350 00 40
info@kunsthalle-bern.ch, www.kunsthalle-bern.ch

CIRCUS MONTI

Grand Hotel Monti

Bern Allmend
7. – 18. Oktober

Circusrestaurant

jeweils vor der Abendvorstellung ab 18.00 Uhr

25 Jahre
aufwärts

Vorverkauf

056 622 11 22

www.circus-monti.ch | Circuskasse



FIT MIT PROGR 5 JAHRE TURNHALLE

PROGR
ZENTRUM FÜR KULTURPRODUKTION

17



15



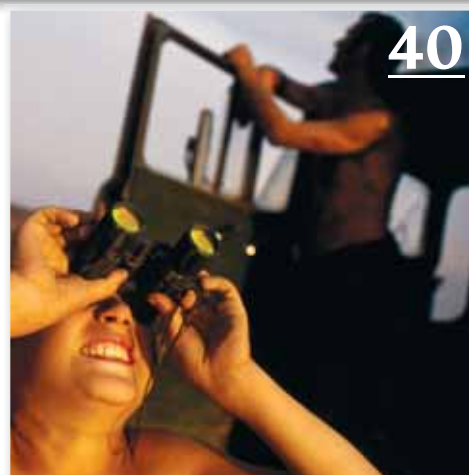
29



30



40



PERMANENT

7 FILOSOFENECKE

7 KURZNACHRICHTEN

8 KULTUR DER POLITIK

11 ÉPIS FINES

13 CARTOON / MENSCHEN & MEDIEN

17 SENIOREN IM WEB

19 LITERATUR-TIPPS

42 TRATSCHUNDLABER

44 DAS ANDERE KINO / PROGRAMM

46 IMPRESSUM

47 KULTURAGENDA BERN

66 KULTURAGENDA BIEL

70 KULTURAGENDA THUN

Bild Titelseite:

Festival Tanz in.Bern vom 15. - 31. Oktober mit Ultima Vez
/ Wim Vandekeybus, Nieuwzwart, Dampfzentrale Bern

5 KULTURESSAYS

5 Generationenkultur

9 Streifzüge durchMünchen und Bern
München: Hannes Liechti / Bern: Pablo Sulzer

10 Weder Fisch noch Vogel

Von Barbara Roelli

11 Sonnenbrille: Lichtschutz und Kultobjekt

Von Simone Weber

12 Das Phänomen Burnout

Von Ursula Lüthi

46 Ein Leben, das lebt

Von Janine Reitmann

15 LITERATUR

15 Botanischer Garten Bern

Von Barbara Neugel

16 Management, das:

Von Ralf Wetzel

17 Lanzen brechen

Von Johannes Bösiger

20 ARCHITEKTUR

20 Papageientaucheranlage

Von Anna Roos

22 TANZ & THEATER

22 Über den Tanz

Von Kristina Soldati

25 Ausblick Tanz

26 «Unerwartete Sternstunden erleben»

Interview von Pedro Moser

27 Entweder man lernt zu gewinnen oder zu verlieren.

Von Janine Reitmann

28 Lebenswert – wertlos?

Von Fabienne Naegeli

29 Zweimal Tom Waits «Woyzeck»:

Bern und Luzern

Von Gabriela Wild

30 MUSIC & SOUNDS

30 «Der Kampf um die Finanzen ist auf Dauer zu anstrengend»

Interview: Luca D'Alessandro

32 Everestrecords

Von Ruth Kofmehl

33 Mord oder Tod durch verseuchtes Kotelette?

Von Mariel Kreis

34 Duke: «Es ist mein Projekt, doch

nehmt es in eure Hände.»

Von Lukas Vogelsang und Janine Reitmann

35 Geheimtipp: Susan Enan - Plainsong

37 Berner Musiktheater – quo vadis?

Von Karl Schüpbach

39 KINO & FILM

39 Das Kurzfilmfestival shnit

Von Guy Huracek

40 Besser als das Weltall: Space Tourists

Von Lukas Vogelsang

42 District 9

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

ensuite.ch

1 von 311 Haltestellen:

Gartenstrasse.

BERNMOBIL
INTELLIGENT UNTERWEGS



EDITORIAL

Generationenkultur

ensuite im Oktober

Generationen wechseln, Hand in Hand, von einer unbemerkt in die andere, taschen-diebstisch, ohne etwas zu sagen, ohne sich zu verabschieden – weg. Was «zu unserer Zeit» noch üblich war, ist nicht mehr, unverständliche Blicke dafür hin zu uns und umgekehrt. Neues ist da. Neue Gesichter mit neuen Ideen. Neue Ansichten.

Das Generationenspiel dreht unaufhörlich im Hamsterrad – und dies tückisch: Wenn man dem «Alten» nachtrauert, gilt man als konservativ rückständig, wenn man sich dem «Neuen» verschreibt als verzweifelt jungbemüht und traditionslos. Entweder repräsentiert man Bewegung oder aber Stillstand. Man gehört dazu oder nicht, und wenn man nicht dazugehört, gehört man zu den anderen, wo man sich nicht einordnen wollte. Man ist selber kulturelles Elitegut oder gehört zu den Möchtegern-LangweilerinInnen. Kultur macht wirr – und das Generationenspiel hilft uns dabei nicht weiter.

Ich kann mich noch erinnern, selbst irgendwo als Kleinkünstler tätig, wie wir über Kunst und die Welt diskutierten und für die Proben eines Theaterstücks fast gestorben wären. In modrigen Proberäumen unter härtesten Bedingungen folgten wir einer untoleranten Kunst. Diese war noch Welt und nicht Selbstdarstellung – wir arbeiteten an unserer Existenz. Innigkeit, Intensität, Denken und Perfektion waren die Voraussetzungen. Die Kunst wurde neu erfunden, immer wieder. Heute suche ich

dieses Fieber. Die Schweinegrippe ist es nicht. Die Visionen sind rar geworden, Ziele werden nicht mehr so konsequent weiterverfolgt und die Diskussionen um Kunst gehören nicht mehr in den Alltag. Dazwischen liegen vielleicht 13 Jahre. Die Zeit des Aufbruchs ist schon lange abgeklungen und was jetzt noch spielt, spielt um des Spielens willen, nicht aber für ein höheres Ziel. Es scheint, dass der menschliche Geist müde geworden ist. Wir lassen uns noch tragen im Entertainment, dem Satz «We love to entertain you!» vertrauen wir uns an. Stillstand.

Was mich bewegt ist die unverständliche Sprache der «Jugend». Das gehört wohl zu meinem Alterungsprozess – obwohl ich noch nicht Moos angesetzt habe. Tröstlich, dass ich selbst meine Worte, die ich vor Jahren zu Papier brachte, kaum wiedererkennen kann. Hauptsächlich verstehe ich da nur die Gedanken nicht mehr – wohl aber den Sinn. Was ich aber in der Redaktion von viel jüngeren Menschen zu lesen bekomme, ist oftmals weit weg von Geist, Körper, Seele – und Sinn... Nur leere, wortgefüllte Hüllen.

Vor einigen Wochen überlegte ich, wann ich das Wort «Revolution» zum letzten Mal gehört habe. Ein Mitschreiber brachte dieses Unwort mit meinem letzten Editorial in Verbindung. Revolution? Kein junger Mensch denkt noch an Revolution. Wenn etwas nicht passt, so wird blind zerstört, ohne politische oder gesellschaftskritische Auseinandersetzung – oder man gibt auf und passt sich an. Mit Bierflaschen parkierte Autos zu beschädigen oder einen Feuerlöscher von einer Brücke zu werfen ist weder Ausdruck von Revolution noch verbirgt sich dahinter ein intelligenter Gedankenansatz. Es ist einzig das Ergebnis von dem, was wir «Vorbilder» erzieherisch erreicht haben: Die ältere Generation lebt ihre Träume und hat die nächste Generation in der Realität zurückgelassen. Ich bin froh, dass wir «Erwachsenen», wie in dieser Krise, zwischendurch scheitern.

Lukas Vogelsang
Chefredaktor

Dank für die finanzielle Unterstützung an:

KulturStadtBern



Erziehungsdirektion
des Kantons Bern

Immer mehr
Menschen
brauchen ein
ensuite-Abo.

ensuite.ch



THE BIANCA STORY vs. NEGA

16 OCT//FRI-SON//FRIBOURG

HOSTS: ROBERT ROCCOBELLY & BIG ZIS
DJs: ROUND TABLE KNIGHTS

DOORS 21 H // START 22 H // TICKETS CHF 18.-

WWW.STARTTICKET.CH // WWW.PETZI.CH

WWW.REDBULLSOUNDCLASH.CH

DRS *virus.ch*

frison

RCKSTR
MAG.
THE STARS AND HYPES MAGAZINE

Kurznachrichten



HELLO MY FRIEND

Kennen Sie das Lenbrunnengässli in Bern? Es ist fast auf keiner Karte eingetragen, aber es existiert. Auf dem Bauinspektorat Bern war man zwar hilfsbereit, aber auch etwas ratlos, denn auf dem Katasterplan war der kleine Durchgang nicht eingetragen. Erst zwei Tage später bestätigten sie dessen Existenz und Zugehörigkeit. Des Rätsels Lösung: Das Lenbrunnengässli gehört zur Postgasse 68 und damit zur Staatskanzlei, und dafür ist der Kanton zuständig, also das AGG (Amt für Grundstücke und Gebäude).

Und es ist nicht erstaunlich, dass die kleine Gasse nirgends eingetragen ist, denn im Jahre 1861 wurde sie offensichtlich geschlossen und erst vor zehn Jahren wieder eröffnet. Das Lenbrunnengässli, wie der Namen bereits verrät, führt von der Postgasse her zu einem Brunnen, dem Lenbrunnen. Dieser Zugang führt aber heute nicht mehr durch das Gässchen, sondern durch den offiziellen Zugang der Staatskanzlei. Und ganz nebenbei ist der Lenbrunnen Berns ältestes datiertes Bauwerk.

Nun, eigentlich möchten wir auf eine Ausstellung hinweisen, die in diesem ominösen Gässchen stattfindet: «Hello my friend» von Jonas Kambli. Der 29-jährige Berner Fotograf ist nach Afrika gereist, um «die afrikanische Magie» einzufangen. Vier Monate lang reiste er durch Südafrika, Moçambique, Malawi und Simbabwe. Was wir in der Ausstellung sehen werden, ist nicht das Elend, Apartheid, Bürgerkriege oder Korruption, sondern die Lebensfreude, mit der Jonas Kambli empfangen wurde. Als ihm bei einem Raubüberfall die gesamte Fotoausrüstung gestohlen wird und er einem afrikanischen Berufskollegen eine alte, halb defekte Kamera abkaufen kann, erweist sich diese Geschichte als Glücksfall – ganz afrikanisch grotesk eben. Der defekte Belichtungs- messer, die ungewollten Doppelbelichtungen

und die Tagesreise für vergilbte tschechische Schwarzweissfilme ergeben intensive und ehrliche Bilder.

Diese Magie wird nun im Lenbrunnengässli gezeigt. Der 16. Oktober ist übrigens der internationale Welternährungstag. Jonas Kambli lädt zur Vernissage ein und stellt sein Buch «Ilha de Moçambique» vor. (vl)

«Hello my friend» - Ein fotografisches Experiment im urbanen Raum, von Jonas Kambli

Ausstellung: 16. bis 31. Oktober, täglich von 10:00h bis 20:00h

Vernissage: 16. Oktober, 17:00h bis 21:00h

Finissage: 31. Oktober, 17:00h bis 21:00h

Ort: Bern, Lenbrunnengässli (bei Postgasse 68)

25 JAHRE CIRCUSLEBEN

Im März 1985 ist der Circus Monti auf seine erste Tournee gestartet. Rund 25 Personen brachen damals mit der Gründerfamilie Muntwyler im aargauischen Wohlen auf und liessen sich auf ein Abenteuer ein. Ein Abenteuer mit einem wahrlich offenen Ausgang. In der Zwischenzeit sind 25 Jahre vergangen. Der Circus Monti ist zu einem Unternehmen, zu einer Institution gewachsen, welche aus der Deutschschweizer Kulturszene nicht mehr wegzudenken ist. Über 60 Mitarbeitende halten mittlerweile den Betrieb aufrecht. Der Circus hat sein eigenes Winterquartier, Clown Dimitri hat mehrmals Regie geführt, zwei Programme sind mit dem Prix Walo ausgezeichnet worden und in der Manege tritt bereits die dritte Generation Muntwyler auf. Im Mikrokosmos Circus Monti leben und arbeiten die unterschiedlichsten Menschen aus vielen Nationen zusammen – auf engstem Raum und über längere Zeit. Geschichten und Ereignisse, aber auch feine Facetten und Anekdoten aus 25 Jahren Circusleben bilden den roten Faden dieses Buches über den Circus Monti; allesamt geschildert von Circusleuten selbst und illustriert mit unzähligen Bildern. Mit einem Vorwort von Ruth Schweikert und einer Chronik der Circus-Monti-Geschichte. (pt)

Monti – Zuhause unterwegs

ISBN 978-3-03919-139-0

Gleichzeitig gastiert der Circus Monti in Bern auf der Allmend: 7. bis 18. Oktober.

www.circus-monti.ch

FILOSOFENECKE

*In hundert Jahren sind wir alle tot
– ist deshalb nichts von dem, was
wir jetzt tun, von Bedeutung?*

Thomas Nagel 1987

Sinn des Lebens – Anfang aller Philosophie und gleichzeitig Gefahr ihrer Verelendung am Biertisch. «Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen» – sagt der junge Wittgenstein. Was man nicht wissen kann, soll man also besser lassen. Wirklich? Wenn man weiss, dass man nichts, also das Wesentliche nicht weiss, und mit dieser sokratischen Sentenz über blosses Koketterie hinausgehen will – wird sprachloses Unwissen zur Qual. Kommt dazu: Wir verstehen Sprache als Vernunft orientiert und auf Sinn gerichtet, was besonders schmerzlich, da der Vernunft, je tiefer sie greift, der vom Zweifel unangefochtene Sinn des Lebens mehr und mehr abhanden kommt. Die begründende Rechtfertigung unserer Überlegungen und Handlungen reicht nicht aus, Sinnhaftigkeit als Ganzes aufzuzeigen. Und wir wollen doch das Ganze und nicht bloss den Teil – oder diesen zumindest als Teil des Ganzen erkennen.

Aber macht der Teil nur Sinn, wenn das Ganze Sinn macht – oder ist das aristotelische Ganze doch mehr als nur die Summe seiner Teile? Schwer zu verstehen und vielleicht deshalb Grund genug, eine Gottfigur zu schöpfen, welche für eine Verstehbarkeit der Welt steht, also das zu leisten hat, was uns verschlossen bleibt? Ist die Idee vom Sinn als Bedeutung ein reines Konstrukt, die Welt, wie Demokrit denkt, «ein Tanz der Atome in der unendlichen Leere»? Am Schluss obsiegt die Frage und die Antwort windet sich. Oder ist unsere Fähigkeit zur Frage der Sinn – und die fraglose Existenz sinnlos?

Sind die der Materie ohne Ausrichtung auf Bedeutung verpflichteten Atomisten Nihilisten und alle Nihilisten Sinn-Pessimisten? Oder gibt es optimistische Nihilisten, das Paradox vom sinnvollen Leben ohne Sinn?

Nagel stellt die Frage nach der Bedeutung unseres Lebens und ob Bedeutung nur dem Ewigen zukommt, nicht dem Sterblichen. Allerdings ist nichts, was wir uns vorstellen können, ewig, und das Ewige können wir uns nicht vorstellen. Ebenso können wir uns kaum etwas von Bedeutung denken, das nicht mit Sinn verknüpft ist. Es bleiben die Fragen, aber wie sinnhaft sind sie ohne Antworten? (uz)

Ueli Zingg freut sich auf das Gespräch vom Mittwoch, 28. Oktober, 19:15h, Kramgasse 10 im ersten Stock.

Was für eine Kultur der Politik

Von Peter J. Betts

Was für eine Kultur der Politik bestimmt die Zukunft unserer noch sehr jungen Gattung und die Fussabdrücke auf dem Planeten, die nach unserem Verschwinden von uns zeugen werden? Ich versuche, mit einer Collage aus drei Quellen wieder einmal bei den Lesenden ein Kaleidoskop in Gang zu setzen. Ein Spiel vielleicht, vielleicht, bei Spielen nicht ganz unüblich, mit ernstem Hintergrund. Das «Zappen» ist ja eine beliebte Verhaltensweise. Vielleicht macht es bisweilen Sinn? Ein paar Quellenhinweise: GROSSBUCHSTABEN: NZZ vom 1. Sept. 2009, Seite 26, Ug. (Paris); *Kursiv: NZZFOLIO*, Juli 2009, Seiten 16 bis 18, «Eine Ahnung von Apokalypse» von Peter Haffner; Normalschrift: «Der Bund» vom 8. August 2009, Seiten 2 und 3, Interview von Rudolf Burger und Daniel Goldstein mit dem Schriftsteller und Schamanen Galsan Tschinag: «Je einfacher wir leben, desto glücklicher sind wir». In der Folge: Eine Bleiwüste, wie fast immer, aber kein Wort von mir, ausserdem: Die Aussagen und Bilder entstehen – auch wie immer – in ihrem Kopf.

«Der Mensch ist ja für Schwierigkeiten gut gerüstet, aber nicht so gut für das Glück:» AUCH EINE REZESSION WIRFT FRANKREICH'S STAATSPRÄSIDENTEN, NICOLAS SARKOZY, NICHT SO LEICHT AUS DER BAHN. DIE KRISE VERHINDERT NICHT FRANKREICH'S FÄHIGKEIT, INITIATIV ZU WERDEN. Seeleute haben einen Namen für die Kügelchen aus Plastik, die in unvorstellbaren Mengen im Meer treiben: Tränen der Meerjungfrau. Kapitän Charles Moore hat im Pazifik einen neuen Kontinent entdeckt, viermal so gross wie Deutschland. Lieber hätte er ihn nicht gefunden. Captain Moore ist ein Entdecker, doch vom Kontinent, den er nach seiner Pazifikfahrt 1997 beschrieb, will kaum jemand etwas wissen. Eine Mülldeponie mitten im Ozean. «Wir glauben, wir sind ziemlich frei.» «Gut, Sie haben Freiheit, gewiss. Sie haben alles, Berge, Städte, Autos, Lebensstandard, Wohlstand, Freiheit, Demokratie, Wahlen, Volksabstimmungen. Aber überlegen Sie sich manchmal auch, was hinter alledem steckt? Ich möchte Sie nicht gegen den Staat aufmüpfig machen. Ich bin ja selber dreizehn Jahre lang Journalist gewesen und habe oftmals gedacht: Was für ein hohlwangiges, scheissiges Journalistendasein! Sie leben in einem anderen Land, in einem europäischen, in einem zivilisierten Land. Aber die Mongolei ist eine Sippen-gesellschaft. Dort oder auch in den Nachbarländern, würden Sie es schwer aushalten. Sie sind, nehme ich an, ehrliche Menschen – und die haben es schwer.» SPRACH'S UND SCHICKTE DIE KOMMISSION

AUF DEN WEG, DIE MIT EINER MILLIARDENANLEIHE ZU FINANZIERENDE PROJEKTE ZUR SICHERUNG DER ZUKUNFT DES LANDES AUSFINDIG MACHEN SOLL. In Honolulu war er mit seiner Crew in See gestochen und hatte die Abkürzung durch die Rossbreiten genommen, die auf halbem Weg zwischen Hawaii und Nordamerika liegen. Seefahrer meiden die Gewässer, eine Konvergenzzone, in der Windstille herrscht und man oft tagelang keine Fahrt macht. «Hat sich beim Übergang vom Kommunismus zur Demokratie denn nichts geändert?» «Äusserlich schon, aber im Wesentlichen nicht: Die Unwahrheit wird für die Wahrheit gehalten. Und das Volk wird, jetzt erst recht, in der Demokratie bewusst verdummt, durch die Zeitungen und das Fernsehen.» UNGEKLÄRT SIND DIE DETAILS DIESES NEUEN «GRAND EMPRUNT NATIONAL», DER NICHT ZUM ALLGEMEINEN KRISENPROGRAMM GEHÖRT. Es dauerte eine Woche, bis sie durch waren. Sie fingen einen hundertpfündigen Thunfisch, grillierten Steaks und konnten nicht glauben, was sie sahen: Überall schwamm Plastikmüll herum, Flaschen, Deckel, Tüten, Bruchstücke von irgendetwas. Bald pflügte sich die «Alguita» durch den Unrat wie ein Arktisfahrer durch Eistrümmer. Ballons, Hüllen, Styroporbecher, Waschmittelkanister, Gewirre von Fischnetzen und Angelschnüren, Schnipsel in allen Formen und Farben. «Mein Gefühl, dass hier etwas Entsetzliches vor sich ging, wurde immer stärker», sagte Moore. Er wusste nicht, dass Curtis Ebbesmeyer, ein Ozeanograph aus Seattle, aus Studien der Meeresströmungen auf diesen «Garbage Patch» geschlossen und ihn so benannt hatte. «Das ist ein betrüblicher Befund. Woran fehlt es denn?» «Am menschlichen Wesen. Wir Menschen sind unvollkommen. Nun gut – in Europa gibt's vollkommene Menschen, das sehe ich am Fernsehen: Die lachen ja alle. Aber wenn sie immer nur lachen ist das verdächtig. Das haben Rotchina und Europa gemeinsam: Es dürfen der Weltöffentlichkeit nur lachende Menschen gezeigt werden, mit entblösten Zähnen.» Angetrieben von Winden und Erdrotation, bilden die Meeresströmungen im Hochdruckgebiet des «North Pacific Gyre» einen gigantischen Wirbel, der sich im Uhrzeigersinn dreht und Treibgut sammelt von den Küsten Japans und Chinas sowie der Pazifikküste von Mexiko, Nordamerika und Kanada. «Sie haben ein anderes Bild vom Menschen.» «Wir Menschen sind so unfertig, wie sollte es auch anders sein? Die Erde ist möglicherweise fünfzehn Milliarden Jahre alt, und das älteste Kunstwerk, die Venus, die man kürzlich gefunden hat,

etwa vierzigtausend Jahre. Die Menschheit ist also ein ganz neues Gewächs; wir müssen noch werden, wir sind noch grün. Wir stehen am Anfang.» Was er gesehen hat, ist nur die erste Station in einer Reise in jene Welt, in der dieses bunte, glänzende und so praktische Plastik endet; in den Mägen von Vögeln und Fischen, bald womöglich in uns selber in Form von Nanopartikeln aus Fischen und Meerfrüchten, die wir essen. «Und es ist fraglich, wie lange es uns noch gibt.» «Der Hofastrologe der Queen, ein Professor, hat tausend Pfund gewettet, dass wir das einundzwanzigste Jahrhundert nicht überstehen werden. Er sagte, er hoffe zu verlieren, wisse aber, dass es so nicht weitergehen könne. Die Industrie boomt, aber schauen Sie, wie viel wir damit zerstören und wie wir unsere menschlichen Urfähigkeiten verlieren. Unsere Kinder und Kindeskiner werden nicht in der Lage sein, sich in der Natur zurechtzufinden, wenn sie einmal ausgesetzt werden wie alternde Zootiere.» «Das ist eine pessimistische Sicht der Dinge.» «Nein, nicht pessimistisch, realistisch.» UND SARKOZY SCHAFFT SICH EIN SCHÖNES INSTRUMENT FÜR SEIN STECKENPFERD DER INDUSTRIEPOLITISCHEN INTERVENTION. In Teilen des Ozeans ist die Wahrscheinlichkeit grösser, dass ein Fisch Plastik frisst als richtige Nahrung. Da Plastik biologisch nicht abbaubar ist, verschwinden die Partikel nicht, sondern werden nur immer kleiner. Solches «Mikroplastik», fürs blosse Auge nicht sichtbar, konnte Thompson im Kreislauf von Muscheln, Seepocken und Kiemenringelwürmern nachweisen. «Sie stellen das Wirtschaftswachstum in Frage.» «Ja. Selbst die Pflanzen werden zum Wachstum hochgepeitscht. Wir in der Mongolei sind Pestiziden aus Russland und China ausgesetzt. Dort machen sie immer grössere und schönere Äpfel, aber die schmecken nach nichts. Dabei heisst das Zauberwort Bio. Gerade Europa macht da ziemlich grosse Fortschritte, aber Asien, woher ich komme, will davon nichts wissen. Wir Menschen scheinen unbelehrbar zu sein. Mich macht es wütend: Wir sehen, was Europa und Amerika falsch gemacht haben und könnten unseren eigenen Weg gehen, aber das tun wir nicht.» Es wird eine Ewigkeit dauern, bis die Evolution Mikroorganismen hervorgebracht haben wird, die das Material verdauen. Selbst wenn die Plastikproduktion morgen gestoppt würde, müsste der Planet mit Umweltfolgen für Tausende von Jahren rechnen – auf dem Ozeanboden, wohin etwa PET-Flaschen rasch sinken, gar mit Zehntausenden.

ZWISCHEN BAYERN UND BERN – #5: GRÜNFLÄCHEN

Streifzüge durch München und Bern

München: Hannes Liechti / Bern: Pablo Sulzer Bilder: Jonathan Liechti

Ganz Bern ist eine riesige Grünfläche. Im Gegensatz zu einer Megametropole muss man hier nicht bemüht nach der nächsten grünen Oase suchen. Die Stadt ist voller Vegetation, jede Strasse mit Bäumen bepflanzte und auch sonst ist der nächste Wald nicht weit entfernt.



Bestes Beispiel für reichlich Grünfläche ist die Berner Allmend. Die riesige Wiese neben dem Fussballstadion dient den Anwohnern als Ort der Regeneration, des Sports sowie der Begegnung. So findet man Leute beim Grillen, Frisbee spielen oder Sonnenstrahlen-Tank füllen. Den Wert der Grünflächen wird man nie auf die Komastelle genau messen können, doch sieht man dem Treiben auf der grossen Allmend zu, versteht man, wie wichtig solche grüne Flecken im Stadtbild sind.

Nicht weit von der grossen Allmend entfernt befindet sich die nächste prominente Ruhezone: der Rosengarten. Von der Bevölkerung geschätzt, bei Touristen beliebt, bietet der Rosengarten den womöglich beeindruckendsten Aussichtspunkt auf die Berner Altstadt. Kein Platz bietet so ein rasches und prägendes Gesamtbild der Stadt – der graue Asphalt verschwindet unter den Büschen und Bäumen. Die Altstadt wird durch die Natur beziehungsweise die Aare umzingelt, bleibt aber von der Flora wie eine Festung «verschenkt». Ansonsten bringt die Aare aber viel Grünes in die Stadt: Der Berner geht gerne in die Nähe des Flusses, sei es um zu schwimmen, zu essen oder im Grünen in Gedanken zu versinken.

Im Vergleich mit München bietet Bern keinen vier Quadratkilometer grossen Park an. Trumpf sind die kurzen Distanzen zwischen Gärten und Wiesen, Wäldern und Terrassen, Ufern und Promenaden. Die Bundesterrasse lockt zum Mittagessen in frischer Luft an, der Bremgartenwald eignet sich ideal für JoggerInnen, um von Hektik und Ampeln abzuschalten. Am Tierpark Dählhölzli vorbei lässt es sich

entspannt und sorgenfrei schlendern und dem Wasserrauschen horchen. Sollte man vor der Zugfahrt noch ein paar Stunden zu füllen haben, befindet sich ein paar hundert Meter weit weg die Europapromenade, die zum kurzweiligen Verweil einlädt.

Erscheinen diese Grünflächen dennoch als Peanuts gegenüber dem, was München zu offerieren hat, dann frage man in der deutschen Grossstadt nach einem Hausberg. Fehlzanzeige! Was für den Berner manchmal wie selbstverständlich erscheint, wünscht sich manch ein Münchner sehnsüchtig. Dass der Gurten für Bern einzigartig und wertvoll ist, braucht keine ausführlichen Erklärungen. Ausblick, Wiese und Bäume, Velorouten und Wanderpfade, Brunch-Möglichkeiten sowie die verschiedensten jährlichen Events machen den Heimberg Gurten eindeutig zu einer Monsterparkanlage wie der Englische Garten. Vielleicht sogar angenehm überschaubarer.

München ist grün. Weniger politisch denn wörtlich gemeint. So ergeben alle Grünflächen der bayrischen Landeshauptstadt zusammen rund einen Drittel des gesamten Stadtgebietes. Eine gewaltige Fläche, und da hat sogar Big Apple das Nachsehen: Der Englische Garten ist der weltweit grösste Park innerhalb eines Stadtgebietes. Mit über vier Quadratkilometern Fläche übertrifft er sogar den Central Park in New York.

Auf dem google-earthischen Satellitenbild erscheint das Herzstück Münchens wie eine Schneise, welche sich entlang der Isar von Norden her in die Millionenstadt hineinfrißt. Die über 200 Jahre alte Parkanlage bietet für alles und jeden Platz: Die Spannweite reicht von A wie Ausziehen, B wie Brotzeit über I wie In-der-Hängematte-liegen-und-biologisch-hochwertiges-Essen-Konsumieren oder S wie Surfen bis hin zu Z wie Zeitung lesen. Kurz,



es gibt keine Tabus, jede Interessens- und Bevölkerungsgruppe darf und muss sich angesprochen fühlen. Anders geht's gar nicht. Auch gespielt wird fleissig: Ob afrikanische Trommeln, Fussball oder Karten spielt keine Rolle. Das Spiel des Sommers ist übrigens Kubb; ein skandinavisches Spiel, bei welchem es darum geht, mit Holzstäben die aufgestellten Klötze des Gegners und schliesslich auch den König umzuwerfen.

Umwurfend ist aber in Sachen Grünflächen nicht nur der Englische Garten. Wikipedia verzeichnet im Eintrag «Liste der Grünflächen in München» innerhalb des Stadtgebietes insgesamt 8 Waldgebiete, 48 Parkanlagen, 40 Friedhöfe und 5 sonstige Grünflächen. Ganz zu schweigen von den zahlreichen Biergärten, die im entfernten Sinne auch als Grünfläche bezeichnet werden können. Zu Münchens Parkanlagen zählen auch der riesige und verwinkelte Schlosspark von Nymphenburg oder der Olympiapark mit dem aus Kriegsschutt des Zweiten Weltkriegs entstandenen Olympiaberg. Mehr Hügel als Berg stellt dieser mit seiner Höhe von 60 Metern eine der höchsten Erhebungen Münchens dar. Wer einmal andere Tiere als die Ratten und Kakerlaken der U-Bahnhöfe sehen will, entdeckt hier in der Dämmerung sogar zahlreiche Hasen.

Wenn es um Grünflächen geht, schneidet München also bestens ab. Das dürfte mitunter wohl auch ein Grund dafür sein, dass die Stadt im weltweiten Vergleich punkto Lebensqualität so gut abschneidet (Platz 7). Zwei Plätze vor Bern (Platz 9) übrigens. Zugegeben, München hat keinen Gurten. Der Olympiaberg ist zu klein, um Hausberg genannt werden zu können. Und auch die Isar kann mit der Aare nicht im Geringsten mithalten. Trotzdem gibt es für Heimweh-Berner eine gute Alternative: Der ausgebaute Nebenarm der Isar, welcher durch das Naturbad Maria Einsiedel fliesst, ist zwar bei Weitem nicht so breit und reissend wie das bernische Gewässer, jedoch mindestens so kalt und erfrischend.

#6 im November: Vorurteile



ESSEN UND TRINKEN

Weder Fisch noch Vogel

Von Barbara Roelli Bild: Barbara Roelli

Sie sind eigenartig. Schuppig, feucht, tragen Hüte mit Lamellen; sie schiessen aus dem Boden oder legen ihren Pelz über abgelaufene Lebensmittel: die Pilze. Sie sind tatsächlich eigen-artig – denn sie sind biologisch neben Tieren und Pflanzen als eigenständiges Reich klassifiziert. Weder dem Gemüse sind sie zuzuordnen noch lebendem Getier, das man zum Verzehr töten muss. Sie sind weder Fisch noch Vogel. Und werden doch, weil sie reich an Eiweiss sind, auch als Fleisch des Waldes bezeichnet. Das einzige Fleisch wohl, dass auch von Vegetariern geschätzt wird.

Jetzt ist ihre Saison. Wenn sich der Sommer verabschiedet hat, die Schatten länger werden, Regen fällt und die Sonne durch den Wald blinzelt. Dann treten all die Röhrlinge, Täublinge, Tintlinge, Stachelpilze und Ritterlinge aus der Unterwelt. Milchlinge recken sich aus dem Boden und Trompeten blasen zur Herbstzeit. Neben «Wild auf Wild» und «Feine Vermicelles» zieren auch wieder «Frische Steinpilze» die Menü-Tafeln der Restaurants. Sich die Delikatesse vorsetzen lassen ist nie so abenteuerlich, wie sich selbst auf die Suche zu begeben – in die Natur, ab von sicheren Wegen und Trampelpfaden. Pilze sammeln, das ist für mich mein Grossvater, der im Berner Oberland «in die Pilze ging» und mit reicher Beute zurückkehrte. Die gefundenen Eierschwämme, Semelpilze und Birkenröhrlinge wurden auf keinen Fall gewaschen – weder wässrig sollten sie werden noch ihre wichtigen Inhaltsstoffe wie etwa Vitamine verlieren. Mit einem Schnitzer schabte mein Grossvater die Pilze fein säuberlich ab und befreite sie so vom Dreck. In Scheibchen geschnitten dämpfte sie meine Grossmutter dann mit Knoblauch und Zwiebeln

in Butter an. Bei dem Duft lief mir das Wasser im Mund zusammen. Und dann, als das Gericht mit Weisswein abgelöscht, mit Tomaten angereichert und etwas Rahm verfeinert war und einige Zeit vor sich hingeköchelt hatte, war es soweit: Dieser Geschmack von Waldboden, von Tannennadeln, Baumharz und Moos konzentrierte sich mit der butterig-zarten Konsistenz der Pilze auf meiner noch jungen Zunge.

Pilze sammeln heisst für mich auch Familienferien im Tessin und die Suche nach Steinpilzen. Noch minderjährig und ungeduldig, wurde für mich alles, was irgendwie nach Pilz ausschaute, zur potenziellen Delikatesse. Enttäuscht war ich, als der von mir mit Stolz präsentierte Fund von Vater als ungeniessbar abgestempelt wurde. Aber am Abend kehrten wir mit einigen echten Exemplaren zurück und Mutters Polenta con funghi porcini besänftigte mich. Und so wie sich mir die Herbstferien im Tessin ins kulinarische Gedächtnis brannten, so wuchsen mit fortschreitendem Alter auch die Geduld und der Ehrgeiz, Pilze sammeln zu gehen. Also eigentlich – Pilze suchen zu gehen. Denn sammeln kann erst, wer überhaupt etwas findet. «Wir sammeln Pilze» tönt zwar durchaus motivierend – so, als ob es bereits gewiss wäre, dass wir mit vollem Korb zurückkehren würden. Aber gar nichts ist gewiss – die Natur hat ihre eigenen Gesetze und Launen. Und genau das ist es, was meinen Jäger- und Sammler-Instinkt weckt. Instinkte, die – was Nahrung betrifft – am verkümmern sind. Eigentlich sind wir wie Katzen, wie zivilisierte Tiere, die gerne einem Vogel hinterher jagen und auch mal eine Maus verschlingen. Doch die Hauptmahlzeit bleibt Whiskas Terrine mit Truthahn – vorgefertigt, verpackt, mit Verfallsdatum. Bei unserer

Nahrungsmittel-Besorgung – ob auf dem Markt oder beim Grossverteiler – hat bereits jemand für uns die Entscheidung gefällt, was essbar ist. So nicht beim Pilze sammeln: Da besteht das Risiko, dass sich ein mutmasslicher Speisepilz zum hochgiftigen grünen Knollenblätterpilz entpuppt. Wir sind es, die selber dafür verantwortlich sind, was wir uns in den Mund schieben. Und ob wir uns beim Pilzkontrolleur absichern, ist unser Entscheid. Auch mit dem Wissen, dass Pilze Schwermetalle aufnehmen, lassen wir uns nicht von ihrem Genuss abhalten. Ist es vielleicht gerade diese Freiheit, die Eigenverantwortung, die das Pilze sammeln und essen so reizvoll macht?

Mich jedenfalls zieht es immer wieder in den Wald. Ich bahne mir den Weg durch dichtes Geäst, durch Dornen, die sich am Stoff meiner Hosen festhaken. Ich wische mir Spinnengewebe aus dem Gesicht und höre, wie mich Stechmücken von allen Seiten zu attackieren versuchen. Mein Blick scannt den Boden ab. Irgendwo hier, im halbfeuchten Klima muss er zu finden sein: Der Steinpilz. Mein Hirn blättert bereits in der Rezepte-Kartei: Weisswein-Risotto mit gebratenen Steinpilzen, frische Tagliatelle mit gedämpften Steinpilzen und Petersilie, Pouletbrust an Steinpilz-Rahmsauce... Speichel fliesst. Vielleicht gehe ich ja schon längst über sein Reich. Ist doch der eigentliche Pilz im Boden und zieht dort sein feines, fadenförmiges Geflecht durch die Erde.

Plötzlich halte ich die Luft an – ist er es wirklich? Mit seinem wohlgeformten Hut, schon von Schnecken angefressen, und dem dicken Stiel? Vorsichtig grabe ich ihn aus seiner Verankerung und beschnuppere seinen Körper. Ich Glückspilz! Und weiter geht's.

ÉPIS FINES

Von Michael Lack



Waldbeer-Pilzrisotto mit gehobeltem Parmesan

100g Waldbeeren
 100g Pilze (Nach Belieben)
 ½ Zwiebel
 1 Knoblauchzehe
 40g Risotto (Vialone, Arborio)
 1dl Weisswein
 2dl Bouillon
 20g Butter
 10g Parmesan gerieben
 10g Parmesanspäne
 Salz und Pfeffer

Vorbereitung

- Zwiebel und Knoblauch mit einem guten Messer fein hacken.
- Pilze auseinanderzupfen oder in Scheiben schneiden.

Zubereitung

- Zwiebeln und Knoblauch mit dem Risotto andünsten, bis der Risotto glasig ist. Mit dem Weisswein ablöschen.
- Pilze und Waldbeeren zugeben.
- Bouillon nachgeben, bis der Risotto al dente gekocht ist oder noch Biss hat (ca. 12-15 min).
- Butter und Parmesan in den Risotto geben und kräftig rühren, bis ein sämiger Risotto entsteht.
- Mit Salz und Pfeffer verfeinern.

In einem tiefen Teller anrichten und ein paar Parmesanspäne darübergeben. Man kann den Risotto auch noch mit etwas gehacktem Rucola verfeinern!

Tipp: Wenn Sie das Gefühl haben, der Risotto sei zu sauer, dann können Sie noch ein wenig Zucker dazugeben!

KLEIDER MACHEN LEUTE

Sonnenbrille: Lichtschutz und Kultobjekt

Von Simone Weber

Schon lange ist bekannt, dass zu grelles Sonnenlicht die Augen plagt und ihnen sogar schaden kann. Da Dauerblinzeln und die Augen zusammenkneifen auf Zeit etwas unbefriedigend sind, setzten sich Männlein und Weiblein eine Sonnenbrille ins Gesicht. Diese Form des Schutzes vor lästigem Blendlicht ist älter, als man zunächst annehmen würde. Bereits im 15. Jahrhundert wurden Brillen mit farbigen Gläsern ausgestattet. Zunehmender Beliebtheit erfreute sich die Sonnenbrille aber erst im 18. Jahrhundert. Aus dieser Zeit sind verschiedene schrullige Originalbrillen mit grünen, blauen, gelben und roten Gläsern bis heute erhalten geblieben. Ein gutes Jahrhundert später entdeckte die Wissenschaft die schädliche Wirkung von UV-Strahlen. Als Folge davon wurden kurz vor dem Zweiten Weltkrieg erstmals Brillen mit Polarisationsgläsern hergestellt. Diese Sonnenbrillen waren jedoch nicht wie heute von ausgeklügeltem Design, sondern erinnern in ihrer Form etwa an heutige Taucherbrillen, womit das Tragen solcher Modelle zur Belustigung der Allgemeinheit beigetragen haben dürfte.

Die Angst vor schädlicher Strahlung und die Modeindustrie verhalfen der Sonnenbrille später zum Aufstieg in die Königsklasse modischer Accessoires. Sie gehört heute zur Grundausstattung eines Menschen. Und dabei dient sie längst nicht mehr nur dem Schutz unserer empfindlichen Netzhaut vor zuviel Helligkeit. Sie wird als Teil des Outfits zur Imagepflege in eigener Sache eingesetzt - lässt sie uns ja so wahnsinnig cool aussehen! Diese Tatsache wurde von Prominenten wie Miles Davis oder Audrey Hepburn schon vor Jahrzehnten entdeckt. Dass sie gar zum Markenzeichen werden kann, demonstrieren uns beispielsweise König Karl Lagerfeld oder der deutsche Altkoer Udo Lindenberg.

Heute gibt es die Sonnenbrille in unzähligen Farben, Formen und Skurrilitäten. Reisen wir auf dem Zeitstrahl doch mal ein paar Jahrzehnte zurück, und sehen uns die Entwicklung der Sonnenbrille seit den 60er-Jahren an. Damals stand vorerst noch die Funktionalität der Brille im Vordergrund. Noch heute bekannte Hersteller wie Ray Ban waren bereits in diesem Jahrzehnt bekannt für ihre enorm stabilen Brillenmodelle. Zur Mode wurde die Sonnenbrille aber erst in den 70er-Jahren. Nun stand nicht mehr nur ihre Zweckmässigkeit im Vordergrund, nach Belieben wurde mit kräftigen Farben und unterschiedlichen Formen experimentiert. Dazu kam, dass erstmals auch Kunststoffgläser hergestellt wurden. Weil die Nase nun keine schweren Gläser

mehr tragen musste, konnte der Brillenglasdurchmesser enorm vergrössert werden. Frau und Mann trugen nun Sonnengläser in der Grösse von Kaffeeuntertassen, und es sah damals nicht besser aus als heute. Fragen sie mich also nicht, weshalb diese Brillenform wieder total angesagt ist! Oder finden sie den dümmlichen Fliegenlook von Miss Hilton etwa so «hot» wie sie selbst? Typisch 70er sind auch sogenannte Verlaufsgläser und «ambermatic»-Linsen, also Gläser, die sich automatisch der Lichtintensität anpassen, sich entsprechend verdunkeln oder heller werden. In den 80er-Jahren entdeckten renommierte Marken, welch gutes Geschäft mit den optischen Accessoires zu machen war. Eigene Kollektionen wurden entwickelt und Marken wie Bugatti, Cartier, Jaguar oder Porsche stiegen in den Markt ein. Porsche beispielsweise machte sich einen besonderen Namen mit seinem Patent der auswechselbaren Gläser. Damals ein Kassenschlager! Die 90er-Modelle waren dann verspielt und bunt und Brillenrahmen wurden mit unzähligen unnützen Details geschmückt.

Bei aller Vielfalt von Sonnenbrillenmodellen sind bis heute aber nur wenige Brillentypen vom Erfolg gekrönt, auf der ganzen Welt getragen zu werden. Am erfolgreichsten sind die Aviator - hierzulande auch als Pilotenbrille bekannt - und die Wayfarer, die von James Dean zum Kult gemachte wurde. Besonders letztere ist, seit Style-Vorbilder wie Kate Moss oder Jonny Depp sie tragen, wieder total angesagt und wird von Menschen, die gerne so viel Aufmerksamkeit wie möglich provozieren wollen, in allen Farben getragen. Die Aviator wurde, wie der Name schon sagt, ursprünglich für Piloten entwickelt, damit diese im Cockpit problemlos auf die Armaturen hinabschauen können. Bis heute ist sie bei Militärs, Polizei und Monsieur Omnipräsident Sarkozy sehr beliebt.

Die Sonnenbrille, welche Form und Farbe sie auch immer haben mag, macht uns zum geheimnisvollen Hingucker, dient sowohl der Tarnung wie auch dem Gesehen-werden-Wollen. Sie ist die Maske der Moderne, Kleidungsstück und modisches Accessoire. Die Sonnenbrille ist Spielzeug für Voyeure, die gerne heimlich beobachten, aber selbst dabei nicht erwischt werden wollen. Sie dient dem Spiel mit Intimität und Distanz und gehört zum abweisenden Bodyguard ebenso wie zum lässigen Easy-Rider, den Pseudo-Gangstern oder frisch Gelifiteten. Aber auch zu edlen Diven, coolen Beachboys und flanierenden Grosstädtern und jedem Normalo dieser Welt.

Das Phänomen Burnout

Von Ursula Lüthi

Basierend auf einer Recherche beleuchtet dieser Beitrag die beschreibenden Fakten zum Phänomen Burnout. Alle Quellenreferenzen werden aus gestalterischen Gründen unterlassen. Das Phänomen Burnout wird als Phänomen bezeichnet, weil die Ursachen vielseitig sind, die Auswirkungen individuell und sozial und die Behandlungs- und Bewältigungsmassnahmen unterschiedlicher Natur sein können. Grundsätzlich kann von einer Antriebsleere, einem Erschöpftsein, einer Unlust und einer Leistungsabneigung gesprochen werden, sowie einer abgestumpften Empfindung gegenüber der Tätigkeit, den Mitmenschen und dem Sinn beziehungsweise Inhalt des Alltags. Diese Aussagen sind allgemein und stammen aus der Umgangssprache zum Phänomen Burnout. In der Wissenschaft befassen sich die Medizin, die Sozialwissenschaften und die Psychologie mit der Thematik. Die Schreibweise ist teils in einem Wort, «Burnout», teils aus dem Englischen stammend und mit Bindestrich verbunden: «Burn-out» (dt. «brennen» und «aus» bzw. Ausbrennen). In der deutschen Sprache wird der Begriff meist gross- und zusammengeschrieben. Burnout ist nicht mit Stress gleichzusetzen. Stress ist ein äusserer Faktor, kann positiver wie negativer Antrieb sein. Burnout ist eher eine innere Haltung und Lebenseinstellung. Es kann sein, dass man innerlich Stress empfindet, wobei dies je nach Person vernachlässigt wahrgenommen wird. Forscher wie Christina Maslach sehen im Ausbrennen «die emotionale Erschöpfung, die Entpersönlichung und die reduzierte Erfüllung im Beruf. Dies kann bei Menschen auftreten, die bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit mit Menschen arbeiten. Emotionale Erschöpfung bezieht sich auf das Empfinden, durch den Kontakt mit anderen emotional überfordert und ausgelaugt zu sein. Entpersönlichung meint die gefühllose und gleichgültige Reaktionsweise gegenüber denen, die die Empfänger der Hilfeleistung sind. Die reduzierte persönliche Erfüllung bezieht sich auf die Neigung, das eigene Kompetenzgefühl und das Bewusstsein, bei der Arbeit mit Menschen erfolgreich vorzugehen, zu mindern. Das schliesst eine negative Selbsteinschätzung ein.» Zum historischen Werdegang des Begriffs Burnout und der Herleitung aus der Atomphysik schildern Andreas Hillert und Michael Marwitz, dass sich ein konkreter Hinweis in Merriams-Webster Dictionary findet, wonach

der Begriff Burnout in den 1930er-Jahren im Kontext des Profisports und der darstellenden Kunst gebraucht wurde; 1967 finde sich in der Brockhaus Enzyklopädie folgender Eintrag: «Burn out (engl.), bei Reaktoren das Durchbrennen von Wärmetauschern oder Brennstoffhülsen; es tritt auf, wenn die Wärmeproduktion des Brennstoffs zu hoch ist, so dass die Wärme nicht mehr vom Kühlmittel abgeführt werden kann.» Für Nicht-Atomphysiker: Burnout wäre in diesem Kontext nach Hillert und Marwitz offenbar ein dramatisches, alles andere als ungefährliches Geschehen. 1974 veröffentlicht der Manager Sigmund Ginsburg einen kurzen Aufsatz zum Thema der Problematik von ausgebrannten Vorgesetzten. Ginsburg lebte geographisch in der Nähe von Herbert J. Freudenberg, deutsch-amerikanischer Psychoanalytiker und Begriffsentwickler von Burnout, dem eigentlichen Vater des Begriffs. Aus dieser Betrachtung wird Burnout als typische «Manager-Krankheit» bezeichnet. Elliot Aronson, Alaya M. Pines und Kafry Ditsa schreiben, dass Ausbrennen ein sozialpsychologischer Begriff ist, also etwas anderes als ein klinischer Begriff wie etwa endogene Depression. Bei einer Depression liegt die Ursache der Symptome in der Person und in ihrer Vorgeschichte und die Therapie wird auf diese eingestellt. Beim Ausbrennen konzentriert sich die Suche nach den Ursachen und nach möglichen Bewältigungsmassnahmen auf die Umwelt. Das Erlebnis des Ausbrennens ist eher in sozialer als in individueller Perspektive zu sehen, ausser in jenen extremen Fällen, in denen die Betroffenen (im klinischen Sinn) depressiv werden. Nach Kai Massenbach überschneidet sich «die Innere Kündigung als Thematik zwischen Burnout und Hilflosigkeit mit dem Burnout in der reduzierten Leistung und im Motivationsverlust.» Nach Ina Rösing zählt «die Innere Kündigung (aktiv oder passiv) ebenfalls zu den psychopathologischen Verhalten in Organisationen (Organisationspsychologie) wie auch Stress, Burnout und Mobbing.» Im Buch mit dem Titel «Emotionale Intelligenz» von Daniel Goleman und dem Organisationspsychologen Cary Cherniss wird zwischen der Intelligenz (IQ) und der emotionalen Intelligenz (EQ) und deren Eigenheiten unterschieden. Der Bezug auf ein vorgegebenes Wertesystem, an dem sich die Quotienten orientieren, ist Grundlage. Diese Betrachtung stammt laut Hillert und Marwitz aus der frühen

Burnout-Forschung. Nach Viviana Simonetta Abati sind Eigenheiten des jung erforschten Phänomens (auch Syndrom) die Vielschichtigkeit und die dadurch erschwerte Diagnose, die nicht ganz eindeutige Trennschärfe, die Vertuschung und die Bagatellisierung durch die Betroffenen selber, die Stigmatisierung durch die Gesellschaft und der inflationäre Fehlgebrauch des Begriffs in der Bevölkerung. Gerade der letzte Punkt ist nicht zu vernachlässigen. Zu oft wird der Begriff im Volksmund falsch verwendet. Viele, die davon reden, ein Burnout zu haben, sind oft einfach nur erschöpft als Folge von Stress und Leistungsdruck. Auch das ist ernst zu nehmen, da dies oft die Anfangsphase eines Burnouts bedeuten kann. Ein echtes Burnout hat aber mit der soeben beschriebenen Situation nichts zu tun. Das Interessante aber ist, dass jeder Betroffene im Nachhinein ganz klar sagt, er hätte nie geglaubt, dass es ihn treffen könnte, dass er selber geglaubt hätte, dass es das eigentlich nicht gäbe. Und das sagen Betroffene, die viele Jahre höchste Leistungen erbracht und permanenten Stress ausgehalten haben, bis eben der Körper kapituliert und den Geist zum Anhalten gezwungen hat. Der offensichtlichste Messgrad für das geistige, seelische und körperliche Wohlbefinden eines Menschen sind die allgemeine Zufriedenheit und das gesunde Vertrauen und die Orientierung in Arbeit und Leben. Andreas Hillert und Michael Marwitz sehen, dass für die Wiederherstellung dieses gesunden Vertrauens die Alternativmedizin geeignet scheint, zum Beispiel die chinesische Medizin, welche im Konzept der Lebensenergie (Qi) «gleichermassen Geist, Denken, Fühlen und Körper» umfasst. Weder das Arbeitsumfeld noch eine typische Persönlichkeitseigenschaft sind verantwortlich, wenn ein Individuum und dessen soziales Umfeld sich mit Burnout befassen müssen. Es lässt sich höchstens Festhalten, dass gewisse Umfelder gewisse Persönlichkeiten anziehen und somit ein korrelierendes Zusammenspiel möglicherweise genährt wird und eventuell früher einer Thematik wie dem Burnout begegnet werden kann. Andernfalls lässt sich durch verantwortungsvolle Massnahmen schneller die Lebensqualität verbessern. Einsicht ist der erste Schritt zur Wandlung, ungeachtet von Funktion oder Umfeld. Wie schon der Schriftsteller Albert Camus schreibt: «Ohne Arbeit wird das Leben schal. Aber Arbeit ohne Seele lässt das Leben verderben.»

CARTOON

www.fauser.ch



VON MENSCHEN UND MEDIEN

Bermuda-Dreieck der JournalistInnen

Von Lukas Vogelsang

Sehr interessantes Studienfeld, dieses Bermuda-Dreieck. Es erklärt das mysteriöse Verrecken der Medien und des seriösen Journalismus. Die drei Bermuda-Ecken bestehen aus Werbung und dem aggressiven Werbeverhalten fast aller Werbenden («Schreib - und zwar gut - über uns oder wir entziehen dir die Inserate!»), den säuselnden PR-Agenturen («Wir hätten hier noch eine ganz spannende und erfolgreiche Geschichte über unsere hochflorierende Aktiengesellschaft...») und den «Publika» (Gratiszeitungen, Gratisinternet, Gratisnewsletter, Gratislesen, Gratisgratis...). Irgendwo zwischen diesen drei Ecken liegen haufenweise verunglückte JournalistInnen und niemand weiss, wo genau diese Unglücksstelle liegt. Ein Phänomen.

Der Journalismus ist vom Aussterben bedroht. Dabei wäre alles ganz einfach, schliesslich prahlen die Medien mit ihren Analysen und Hintergrundberichterstattungen, den 24-Stunden-Recherchen. Wir könnten zum Beispiel eine Unglückssituation provozieren - und das natürlich ganz wissentlich und absichtlich. Unter den Titeln: «Aufgedeckt: Das Geheimnis des Journalisten-Bermuda-Dreiecks!», «Die 10 Gründe, warum die Medien sterben.», oder vielleicht besser: «Das Grauen: Sie kämpften um das nackte Überleben! Lesen sie auf Seite 3!»

könnten wir eine perfekte Fallstudie des Scheiterns und der Unglaublichkeit des journalistischen Berufsstandes erstellen. Ich höre in meinen Ohren das Echo der JournalistInnen, die noch vor Jahren zunftbeschwörend ihren Pressekodex hochhielten. Doch irgendwie machten sie das für sich selbst. Die Leserschaft hat in letzter Zeit nicht wirklich etwas davon gespürt. Man kann nicht deutlich genug wiederholen, dass die Medien und die JournalistInnen sich selbst hinrichten. Tagtäglich. Wir brauchen keine Gewerkschaften für diesen Beruf, wir brauchen Gewerkschaften für die Leserschaft!

Eine Studie des «Project for Excellence in Journalism» beschreibt es tröstlich: «Mehr und mehr kristallisiert sich als grösstes Problem traditioneller Medien nicht mehr die Frage heraus, wo sich die Leute ihre Informationen holen, sondern wie für diese bezahlt werden soll. Es zeichnet sich ab, dass die Werbewirtschaft nicht zusammen mit den KonsumentInnen in den Bereich der Online-Nachrichten übersiedelt. Nachrichtenangebote und Werbung scheinen sich fundamental zu entkoppeln.» Es besteht also die Hoffnung, dass die Medienbetriebe bald grosse inhaltliche Anstrengungen machen müssen, um den Werbemarkt anzukurbeln. Das ist in erster Linie durch kostenpflichtige Medienportale und inhaltlich wertvolle Artikel mög-

lich. Welch gute Aussichten...

Es ist in der Tat kein Wunder, wenn die Leserschaft den Gratis-Angeboten nachjagt. Der Blödsinn, den uns die offiziellen Medienhäuser offerieren, ist ja nicht ernst zu nehmen. Kaum ein neuer Bundesrat im Amt, schreibt noch am gleichen Tag irgend ein «Journi-Lööli»: «Jetzt ist der Sitz von Sowieso ganz wacklig!» Nur um die Aufmerksamkeit auf was anderes zu lenken: Sich selbst. Bundesrat Merz lässt grüssen, in den letzten Monaten war er das Sommer-Schmidloch - hat leider nicht wirklich geklappt: Der Mann hat immer noch mehr Qualitäten zu bieten, als sich in die Pfanne hauen zu lassen. Und die Moammar-al-Qadhafi-Story wurde so was von schrecklich falsch und lächerlich für unsere JournalistInnen, dass man sich nicht mehr schämen muss - einfach nur vergessen.

Unter diesem Medienverständnis ist es zu wünschen, dass der Beruf des Journalisten im Bermuda-Dreieck verschwindet. Tragisch sind dann eher die Worte von Michael Hirschorn, einer amerikanischen Medien-Ikone, der meint: «Zu guter Letzt wäre der Tod der «New York Times» - oder zumindest ihrer Printausgabe - ein sentimentaler Moment und ein schwerer Schlag für den amerikanischen Journalismus. Aber eine Katastrophe? Langfristig vielleicht nicht einmal das.»

21.10.2009 : Hochschule der Künste Bern

Heute weder T.C. Boyle noch Bauhaus.

Tag der offenen Tür

21.10.2009

www.hkb.bfh.ch



Berner Fachhochschule
Haute école spécialisée bernoise
Hochschule der Künste Bern
Haute école des arts de Berne

hkb.bfh

Gestaltung und Kunst | Konservierung und Restaurierung | Musik | Oper/Theater | Schweizerisches Literaturinstitut

Literatur

SCHÜTZENSWERT

Botanischer Garten Bern

Von Barbara Neugel - 150 Jahre besondere Pflanzen Foto: Adrian Moser

Wohl jedes Kind kommt mit seinen Eltern oder Grosseltern irgendwann in den Botanischen Garten. Manche kommen immer wieder, manche vielleicht nie mehr. Und dann gibt's noch die Menschen, auf die der Botanische Garten mit all seinen exotischen Gewächsen und auch einfachen Alpen- oder Heilpflanzen eine grosse Anziehungskraft ausübt. Sie studieren später vielleicht Botanik und wählen den Botanischen Garten als Forschungs- oder Arbeitsplatz.

Doch wie hat das alles eigentlich angefangen mit dem Botanischen Garten? In Bern existierten im 18./19. Jahrhundert an verschiedenen Standorten fünf Botanische Gärten. Sie alle wurden aufgegeben, nachdem 1859 der Regierungsrat des Kantons Bern die Gründung eines neuen Botanischen Gartens beschlossen hatte. Im Rabbental wurde ein Terrain von 6.25 Jucharten Grösse, mit Brunnquelle, für 25 000 Schweizer Franken erworben; dazu kamen noch weitere 1.5 Jucharten Hanglage. Auf diesem Gelände nun wurde der Botanische Garten im englischen Stil, der bis heute teilweise prägend ist, angelegt. Der Eingangsbereich konnte später beim Bau der Lorrainebrücke in wenig geänderter Form beibehalten werden.

Die Basis ist noch heute – da hat sich gegenüber der Gründerzeit nichts geändert – die direkte Begegnung von Natur und Studierenden. Und diese so verstandene direkte Begegnung lässt sich nur in der freien Natur realisieren, und sie setzt die Liebe zur Natur und die Leidenschaft für die Natur voraus.

1862 war der erste Bau des Botanischen Gartens – ein spätklassizistisches Projekt des Architekturbüros Dähler & Schultz – bezugsbereit. Es ist ein schlichtes Gebäude mit Auditorium, Bibliothek und Herbarraum, zukunftsgerichtet gedacht und geplant, wie sich später zeigen sollte.

In einen Botanischen Garten gehört eine Orangerie, zumindest im etwas rauen Klima von Bern. Es entstanden im Lauf der Zeit vier Schauhäuser, die unter Denkmalschutz stehen, und 1905

ein Palmenhaus im viktorianischen Stil. In den 1970er-Jahren entstanden neue Schauhäuser: ein Palmenhaus, ein Farnhaus und ein Sukkulentenhaus. 1977 wurde das nicht denkmalgeschützte Palmenhaus abgebrochen. Ursprünglich unmittelbar mit der Universität Bern verbunden, wurde während der Direktionszeit von Dr. Otto Hegg in den Jahren 1990 bis 1996 der Botanische Garten vermehrt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, es wurde eine Brücke geschlagen zwischen Universität und Öffentlichkeit. Diese Aufgabe wurde ernst genommen, und bis heute bestehen Angebote für die Öffentlichkeit wie Führungen, Kurse, Ausstellungen verschiedener Art, kulturelle Veranstaltungen und der «Zaubergarten», ein Freizeitangebot für Kinder.



In jüngster Zeit haben Liberalisierungs- und Privatisierungsabsichten zu schwer nachvollziehbaren Entscheiden geführt. 1999 hat die Regierung des Kantons Bern beschlossen, den öffentlichen Teil des Botanischen Gartens zu schliessen und die drei grossen Schauhäuser anders zu nutzen oder abzubauen. Zwar ist wohl klar gewor-

den inzwischen, dass sich die öffentliche Hand ihrer Verantwortung nicht durch Privatisierung entziehen kann. Trotzdem hat 2002 die Industriefamilie Styner mit einer grossen Spende den Botanischen Garten ein erstes Mal vor dem Aus bewahrt. Dies führte zur Gründung einer Stiftung, die zusammen mit der Universität Bern für die Finanzierung des Botanischen Gartens zuständig war. 2006 wiederholte sich die Geschichte. Mit einer zweiten Spende der Familie Styner und durch die Mitfinanzierung der Universität wurde das Schlimmste verhindert. Das dritte Aus folgte Mitte 2008. Dies rief die Politiker auf den Plan. Der Grosse Rat und das Stadtparlament konnten den Botanischen Garten ein weiteres Mal retten. Die Universität wird den Betrieb weiterführen, die Frage ist nur, wie lange.

Trotz allen Höhen und Tiefen feiert der Botanische Garten 2009 sein 150-jähriges Bestehen. Aus diesem Anlass haben der freie Publizist und langjährige Kulturredaktor des «Bund», Fred Zaugg, und der professionelle Fotograf und seit 2002 Cheffotograf des «Bund», Adrian Moser, gemeinsam eine Festschrift gestaltet. Entstanden ist ein schönes und reich bebildertes Werk, ein «Kaleidoskop aus Bildern und Begegnungen», wie Zaugg in der Einleitung schreibt. Zu finden sind neben einem geschichtlichen Teil mit Hintergrund und Entstehung auch «Die Menschen und ihr Garten» – Menschen, die ihre Lieblingspflanzen im Botanischen Garten vorstellen, mit jeweiligen Farbaufnahmen dazu – und «Geschichten», quasi als Zwischenakte, mit Titeln wie «Die Zapfenziehergazelle», «Ein Schuss auf der Bank», «Museumsnacht», «Auf Hexenbesen reiten» oder «Mutters Blaue Blume». Das Vorwort hat Regierungsrat Dr. Bernhard Pulver, Erziehungsdirektor des Kantons Bern, verfasst. Diese Festschrift ist ein Must für alle, die den Botanischen Garten lieben, und für alle, die ihn gerne kennen und lieben lernen möchten.

Info: www.boga.unibe.ch
Botanischer Garten Bern
Fred Zaugg, Adrian Moser
Haupt Verlag Bern/Stuttgart/Wien, 2009

Management, das:

Von Ralf Wetzel

Machen wir uns nichts vor, es ist ernst, wirklich ernst. Dem Patienten geht es nicht gut. Das Management der heutigen Organisation hat in den letzten Monaten und Jahren extrem körperlich, psychisch und sozial abgebaut. Indizien wie Zucken von sozialen Augenbrauen und Mundwinkeln, Sprachstörungen (inkohärente Logorrhoe) sowie geistige Abwesenheit deuten eher darauf hin, dass sich hier eine längst vorhandene Multimorbidität rascher materialisiert als gedacht. Das hatte bereits Folgen für ihre soziale Behandlung. Waren seine Vertreter gestern noch die gefeierten Helden der Wirtschaftswunder, der unbezweifelten Ansage und der unfehlbaren Entscheidungen, zu denen man neidisch aufsaß, findet man sie heute als marginalisierte Gruppe, über die man Witzchen machen darf. Sieht man noch das Ausmass dieses «Befalls», so erkennt man das wahre Ausmass des Problems. Es ist eben nicht mehr nur das Management von Wirtschaftsorganisationen betroffen. Symptome finden sich ebenso in Hochschulen, Krankenhäusern, in Parteien und Sozialeinrichtungen, ja sogar manch eine Armee leidet darunter. Und: Man hat es offenbar nicht nur mit einer vorübergehenden Krise zu tun, die lokal isolierbar wäre. Eigentlich sollte man wirklich langsam über einen Pandemieplan nachdenken.

Aber wofür stehen nun eigentlich die Symptome? Und was macht man nun mit dem Fall? Versuchen wir eine grobe Diagnose:

1.) Äussere Visite. Schauen wir uns zunächst die Manager als Vertreter der Funktion an. Dort findet man eigentlich nicht viel. Die sind im Durchschnitt heute weder intelligenter oder dümmer, ehrbarer oder bestechlicher als noch vor 150 Jahren, auch an der Geschlechtsidentität hat sich nur marginal etwas geändert. Das verwundert auch nicht, die klinische Organisationsdiagnostik hat längst bemerkt, dass die Manager in Organisationen eh nur als Personalisierungen, also als soziale Inszenierungen des Systems, relevant sind, auch wenn die eine Inszenierung geltungsreicher mit dem System umgehen kann als die andere. Wir müssen also «hinter» die Person, unter die «Haut» des Managements, auf der die Manager nur tanzen. Daher

2.) Magenspülung und -spiegelung. Was hat man denn zu sich genommen? Psychopharmaka, Drogen? Auch Fehlanzeige, lediglich Fast-food und Appetitblocker, eine feine Spur von

Stimmungsaufhellern. Gereizte Magenwände und Schleimhäute, überaktive Säuredrüsen. Nun, dass das Management nicht immer in feiner Umgebung speist, überrascht nicht, da es laufend zwischen dem Innen und dem Aussen der Organisation pendelt. Da sind Verunreinigungen und Reizungen nicht auszuschliessen. Schliesslich waren diese Verunreinigungen ja funktional. Das Management schleppte laufend «Erreger» mit in die Organisation, es versorgte das System mit Informationen über den Unterschied zwischen sich und dem Rest der Welt und forderte so die Immunabwehr heraus. Aber offenbar sind hier ja nicht die Erreger das Problem. Der Mageninhalt ist ungefährlich, aber die Zusammensetzung deutet auf einen problematischen Lebenswandel hin. Hast, Depressionsnähe, instabiler Tagesablauf, also auf soziale Probleme. Wir sollten noch woanders nachschauen. Oben, ganz oben.

3.) EEG. Bingo: Sharp waves und spikes wechseln sich arhythmisch mit Delta-Wellen ab. Der Patient fällt von Momenten der Hypernervosität mit Gefahr epileptischer Anfälle in den Tiefschlaf und umgekehrt. Kein Wunder, dass er brabbelt, abwesend ist und sich zuweilen dystonisch verhält. Das deutet eher auf interne Folgen einer Beziehungsstörung mit der Organisation hin. Vermutlich kommt die Organisation selber immer stärker in einen Zustand der Erregung, in der die Management-Irritationen dem System zuviel werden, die Organisation diese Störungen nicht mehr absorbiert sondern zurückwirft und das Management mit diesen Rückschlageffekten überfordert. Dass diese dauernde Zurückweisung nicht spurlos für das Management bleiben kann, liegt auf der Hand. Das Management sieht sich seiner Funktion beraubt, die Organisation anregen zu müssen. Zustände der Nervosität und Unsicherheit sind nur verständlich. Aber das rechtfertigt immer noch nicht diese drastischen Symptome. Das massgebliche Problem liegt im Verlust der Repräsentanz des Systems. Das Management konnte der Organisation immer klar machen, was sie eigentlich ist und was nicht, ihr eine Identität verschaffen und damit sich selbst als Identitätsanker der Organisation darstellen. Wenn aber die Organisation sich ihr Management auf Distanz hält, wird das schwierig. Die Einheit geht verloren und damit eben auch die Identität des Managements. Soziale Blinddarmprobleme tauchen auf, das kann schon mal auf

das neuronale Netz durchschlagen.

Und nun? Es sieht nicht gut aus, wenn sich nicht rasch etwas bessert, läuft es auf Invalidisierung und Verrentung hin. Das tönt schwierig, schliesslich lautet das Motto ja eher «Arbeit statt Rente». Aber ist die Behandlung überhaupt aussichtsreich, kommt man wieder auf das alte Leistungsniveau? Und falls nicht - wäre uns mit einem hochgepöbelten, einem Management by Wheelchair tatsächlich geholfen? Vielleicht sollte man eher Hospize (mit Snoozel-Räumen und Palliativtherapie) für schwer erkrankte Sozialfunktionen einrichten? Vielleicht hilft aber auch schon einfach eine Überweisung zur Paartherapie. Lassen wir uns mit der Entscheidung über Therapie, Rehabilitation oder Hospiz also noch etwas Zeit und vertrauen wir vorerst auf die Selbstheilungskraft der Organisation. Es gibt ein Management nach dem Management, soviel ist sicher, und vielleicht sollten wir uns nicht auf die Stärkung des Managements, sondern der Organisation konzentrieren. Nicht, das uns heuristische Schönheitsfehler unterlaufen und wir den Falschen therapieren. Zum Schluss wäre gar das Management wieder gesund und die Organisation am Boden!

* bewirtschaftet vom Kompetenzzentrum für Unternehmensführung der Berner Fachhochschule, siehe www.unternehmensfuehrung.bfh.ch

Veranstaltungshinweis:

29.11.2009, 11:00h, Vidmarhalle 1:

Sweet'n'sour VII: «Kulissen schieben - eine Vorweihnachtsrüstung. Über die merkwürdigen Parallelen von Familien und Organisationen und was das für ein «Human Resource Management» von beidem heissen kann». Zu unserem letzten Sweet'n'sour vor dem «Fest der Liebe» besichtigen wir zwei recht ähnliche «Götter des Gemetzels»: Familien und Organisationen. Wir tun dies mit Unterstützung des Stadttheaters Bern, dort kennt man ein Stück über die rasch entgleisende Adoleszenz von Eltern, das sich als Vergleich zum infantilen Umgang in Organisationen geradezu anbietet. Freuen Sie sich also auf eine asketisch-sarkastische Veranstaltung hinter den Kulissen zweier sozialer Abgründe. Weitere Informationen, Preise und Anmeldeöglichkeiten finden sich unter www.unternehmensfuehrung.bfh.ch.

SENIOREN IM WEB

Von Willy Vogelsang, Senior

Die Tageszeitung liegt genau einen Tag auf dem Cluhtubisch, dann wandert sie weiter zur Nachbarin. Das Magazin darf etwas länger auf die Weitergabe warten. Die Illustrierte weilt bei uns auch nur temporär auf Durchgangsstation. Wie lange ensuite aufbewahrt wird, will der Leserservice jetzt wissen!

Wie oft haben Sie schon nach einem Artikel gesucht, den Sie kürzlich «irgendwo» gelesen und dann festgestellt haben, dass die papierenen Seiten längst in der gebündelten Sammlung gelandet sind? Es gibt wohl selten jemand, der einen ihn interessierenden Artikel oder Beitrag ausschneidet und sorgfältig in eine Mappe ablegt.

Dabei wäre Papier so geduldig, sagt man. Da geben sich JournalistInnen und Schreiberlinge, RedaktorInnen und KorrektorInnen viel Mühe beim Zusammentragen und Erstellen der Texte und Spalten – und wenn sie Glück haben, liest es sogar jemand, bevor das Werk zum Abfall geworfen wird.

Zum Glück gibt es heute das Internet und seine fast unendliche Kapazität zur Speicherung und Lagerung von allem, was sich lohnt, aufbewahrt zu werden. Die Suchmaschinen bringen es wieder auf den Tisch, wonach ich suche, und noch viel mehr, von dem ich gar nicht ahnte, was es dazu auch noch zu melden gibt!

So werden auch im seniorweb.ch täglich von der Redaktion bis vier neue Artikel aus ganz verschiedenen Bereichen auf die Startseite aufgeschaltet. Nach zwei Tagen sind sie bereits unter dem Bildschirmrand ausser Sicht und müssen heraufgescrollt werden. Aber sie gehen nicht verloren; sie werden gleichzeitig auch unter einer Kategorie der «Themen» eingefügt, die in der linken Navigationsspalte aufgerufen werden können.

Zur Zeit sind dort bis drei Jahre zurück die Beiträge chronologisch gesammelt. Wer sich also für Bildung und Kultur, PC und Internet, Feuilleton, Freizeit und Reisen, Gesellschaft und Politik, Gesundheit, Wirtschaft, Leben und Wohnen, Natur und Umwelt interessiert, kann sich dort wie in einer Bibliothek umsehen und nach Lust und Zeit schmökern. Die Beiträge sind meist kurz und überschaubar – ja sogar hörbar, wenn die Augen Mühe haben beim Lesen. Kopfhörer überstülpen und auf den Knopf oben rechts im Beitrag klicken, dann liest uns eine digitale Sprecherin vor. Betonungsfehler und Sonderzeichen sind einfach zu ignorieren; sie lockern den Sprachfluss humoristisch auf!

Lesen Sie – bzw. hören Sie in die Themen von www.seniorweb.ch



POESIE

Lanzen brechen

Von Johannes Bösiger* Anna Thalbach liest im Theater Stadelhofen die Gedichte von Florian Seidel Bild: ona pinkus, Zürich

Höchste Zeit, dass genau diese Stimme genau diese Zeilen zum Klingen bringt! Anna Thalbach, eine der charaktvollsten Schauspielerinnen und Preisträgerin des Deutschen Hörbuchpreises, kommt am 2. Oktober für eine Lesung nach Zürich. Die Taufe des noch verlaglosen Buches «Fingerprints» des mehrfach ausgezeichneten Lyrikers Florian Seidel ist der Anlass, das sympathische Kellertheater Stadelhofen die adäquate Piazza. Ein Abend, an dem eine Lanze gebrochen wird für das Gedicht.

Aus den blauen Augen wird dem Gegenüber wache Schüchternheit entgegen geschleudert. Weit aufgerissen, observierend, fragend. Florian Seidel, 1966 in München geboren und seit bald zehn Jahren Heimat suchender Dauergast am Zürichsee, ist ein Seismograph. Einer, der den Ursprung dessen, was ihn umgibt, im eigenen Atem sucht. Und findet. Seine Gedichte lesen sich wie die in Meditation dem Geist abgerungene Essenz des Atems der Seele. Es sind Zeilen, die die Komplexität des Seins auf die essentiellen Fragen verdichten. «Mach dir den Kopf voll. / Nimm Bilder mit. / Das wird sie sein, hat sie gesagt, / deine Wette auf Unsterblichkeit», heisst's da. Diese «Wette auf Unsterblichkeit» ist, wonach Seidels Lyrik jagt und doch nie zu einem Ziel kommt. Er bewegt sich in einem Genre, das heute ein Schatten-dasein fristet, sich von seinem Ursprung her gegen die so flüchtigen Erscheinungen der Gegenwart stemmt, gegen Poetry Slam, Rap, HipHop, das ewig-lustige Bloggen, das Chatten hier und dort – sie alle haben den Umgang mit Sprache zur Unverbindlichkeit gemacht.

«Einbeinig steht der Reiher / am Strassenrand und stellt die Weichen / oder wartet auf

den grossen Fisch.», klingt's in «Bergfest». Das Motiv des Wartens und Einhaltens stellt Seidel wieder und wieder der Flüchtigkeit der Gegenwart gegenüber. Die evozierten Bilder setzen sich fest, pendeln vom Greifbaren zum Surrealen, gehen beim Leser wie Knospen erst im Nachhall auf.

Sie sind über Jahre hinweg entstanden, und «Fingerprints» ist denn bereits der siebte Band aus Seidels Werkstatt, vereint Texte aus vorangegangenen Veröffentlichungen, weiter entwickelt, überarbeitet. Nach dem Studium der Literaturwissenschaft, Geschichte, Philosophie und Volkswirtschaftslehre hat er einen Brot-Beruf ergriffen, einen, der ihm die Freiheit gibt, der Suche nach dem richtigen Wort nachgehen zu können.

Lyrik präsentiert sich in dem, was Florian Seidel schreibt, als eine wohlthuende Ausnahme von der Flüchtigkeit der Gegenwart. Ein Gedicht von Seidel zu lesen heisst, es nochmals und nochmals zu lesen. Mir, dem bei weitem nicht qualifizierten Lyrik-Laien und reinen «Amateur», sprich Liebhaber, öffnen sich Augen und Seele bei diesen Worten. Da kommt einer und ringt mit sich, mit dem, was die Seele an Gefühlen, Sehnsüchten, Träumen nach oben spült. Aus der Ferne der Literaturgeschichte lässt ein Prinz Jussuf von Else Lasker-Schüler grüssen. Da erschreibt sich einer nicht im Sinne einer Konsumzeile ein Stück innere Freiheit, immer in vollem Bewusstsein um den Wert und die Bedeutung der Worte. Er verdichtet die Worte, nimmt ihnen die Masse.

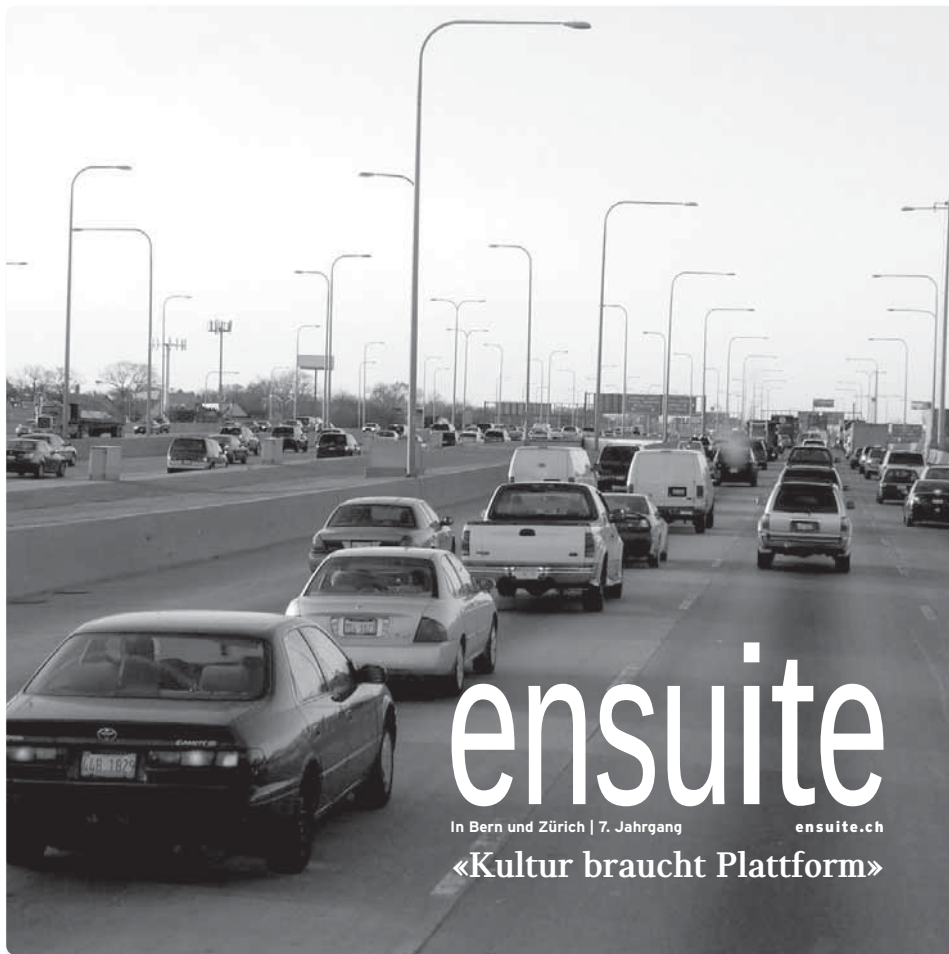
Das Gedicht ist hier ein, wie's der sehr prägnante Titel von Seidels neuestem Werk sagt, Fingerabdruck: Beleg der Einzigartigkeit, der Individualität, die sich auch hinter Normie-

runge, hinter Hülsen auftut. Sprache, ein kommunikativer Konsens von unter dem Dach von Nationen und Kulturen zusammengefassten Gruppierungen von Einzelindividuen, komprimiert sich hier zum Ausdruck der Identität eines Einzelnen. Seidels Sehnsucht nach Geborgenheit im eigenen Atem steckt den Leser an, begleitet ihn in diesen Gedichten.

Wenn Anna Thalbach nun dieses Pendeln zwischen kraftvoll bestimmten Bildern und den sanften, Zwischentönen und -farben erkundenden sowie oftmals surreal scheinenden Assoziationen liest, verspricht das eine kongeniale Deckung der Tonalitäten zu werden. Ein lustvolles Lanzen brechen verspricht das zu werden.

Die Begegnung mit Florian Seidel, irgendwo in einer Bar auf einem der ehemaligen Zürcher Brauereigelände, wird ergänzt durch Gabriella di Salvo, seine Lebenspartnerin. Sie, die in ihren abstrakten Gemälden das Motiv der «Fingerprints», grossflächiger Fingerabdrücke als gemalten Aufschrei der Individualität unserer aller Identitäten, aufgegriffen hat, ist das Gegenüber Seidels. Hier wird spürbar, wie im Dialog die Sehnsucht im eigenen Atem den Ansatz zu einer Antwort findet.

* ehemals Redakteur der NZZ, Drehbuchautor und Produzent (u.a. «Kinder der Landstrasse»), langjähriges Direktionsmitglied des Filmfestivals von Locarno und heute u.a. Co-Leiter der Sektion «Kulinarisches Kino» der Berlinale.



LESEZEIT

Von Gabriela Wild

Endlich ist die Nebeldecke da und mit ihr all die herrlichen Bücherneuererscheinungen des Herbstes. Seit «Quaternberkinder» und «Vrenelis Gärtli» wissen wir, dass Tim Krohn der Schriftsteller ist, mit dessen Geschichten wir öde Regentage und Herbststürme unversehrt überstehen. Nun ist der Kulturautor mit seinen Protagonisten nicht nur von den Bergen ans Meer gezogen, sondern gleich zum neusten aller neuen Verlage, dem Galiani Verlag Berlin. Immerhin ist Galiani gut aufgehoben, nämlich unter dem Dach von Kiepenheuer und Witsch. Der Umzug ans Meer ist geglückt und auf den zweiten Blick besehen gar nicht so schwer. Vermochte Krohn die urchige Sehnsucht von Bergsüchtigen mit den mystischen Abenteuern von Melk und Vreneli zu schildern, so gelingt es ihm nun, dem diffusen Verlangen nach dem Meer Ausdruck zu verleihen. Und zwar am stärksten in der Person von Jens, dem zehnjährigen Jungen, der in Zürich aufwächst und dessen Mutter

von der Ostsee stammt. Da will er unbedingt hin. Dort würden sie segeln und Regatten fahren, ein geordnetes Leben führen. Nichts wünscht sich Jens mehr als Ordnung und überschaubare Verhältnisse. Aber leider kommt er erst nach dem tragischen Tod seiner Mutter an die Ostsee. Meer und Berge stehen beide für Beständigkeit. Naturphänomene, die Menschenleben überdauern. Das Sehnen nach den Bergen ist dem Sehnen nach dem Meer ähnlich. Es sind Orte, wo sich das lastende Gefühl von Wichtigkeit und Schwere verliert, wo man die schlichte Wahrheit erkennt, dass alles Leid flüchtiges Leid ist, «dass alle Menschen einmal glücklich waren und sich dann wieder quälten, dass sie kamen und gingen, geboren wurden, gebaren und starben, während draussen, das Meer und der Regen rauschten, die Sonne brannte oder Sterne wanderten.» Krohn erweist sich wiederum als talentierter Erzähler, dem der Leser an jeder Zeile hängt. Neu ist die realistische Erzählweise. Wo Krohn früher seine feinen psychologischen Skizzen an den mythologischen Figuren Vreneli und Melk anbrachte, arbeitet er sie in «Ans Meer» zu realistischen Figuren aus, die noch lebendiger wirken, da der Autor

Kapitel für Kapitel aus einer anderen Perspektive erzählt. Ebenfalls ein zuverlässiger Erzähler ist Urs Widmer, dessen Bücher seit eh und je bei Diogenes erscheinen, so auch sein neuestes: «Herr Adamson». Herr Adamson ist der «Vorgänger» von Horst – der ganz in Widmers Manier denselben Jahrgang wie der Autor hat. Herr Adamson ist als Vorgänger just in dem Augenblick gestorben, als Horst geboren wurde. Horst begegnet Herrn Adamson, als er acht Jahre alt ist, und erlebt mit dem Toten eine erschütternde Fahrt in die Unterwelt. Aber eigentlich will Herr Adamson nur seiner Enkelin Bibi, die vier war, als er verstarb, einen Schatz überreichen. Achtzig Jahre später hat Horst endlich Gelegenheit dazu. Niemand spielt auf der Tastatur der Kindheitserinnerungen so fulminant und variantenreich wie Urs Widmer und überschlägt locker ein Menschenleben, indem er auf dessen Tod hin zuschreibt, in herzerwärmender Heiterkeit. Ein vorweggenommener Abschied.

Krohn, Tim: Ans Meer. Roman. Galiani Berlin, 2009.

Widmer, Urs: Herr Adamson. Roman. Diogenes, 2009.



Berg, Sibylle: *Der Mann schläft*. Roman. Hanser-Verlag, München, 2009. 309 Seiten. ISBN 978 3 446 23388 1

Das Leben ist kurz und mehrheitlich erbärmlich
Sibylle Berg: *Der Mann schläft*. Roman.

Eine Frau liebt einen Mann, weil er die Frau liebt. Er ist weder besonders schön noch besonders geistreich, aber er ist da. Ein Fels in der Brandung, beinahe doppelt so gross und doppelt so schwer wie die Frau, das Haar feuerrot.

Sie lebt bis anhin ein Leben so gut wie möglich, verdient als Verfasserin von Gebrauchsanweisungen gutes Geld, ist nicht genötigt, allzu oft das Haus verlassen zu müssen. Mittlerweile ist sie etwas in die Jahre gekommen, immer noch attraktiv, die Männer, die sie sich wählt, werden jünger oder bleiben, anders gesagt, stets gleich alt. Zunehmend wird ihr bewusst, dass sie nun nicht mehr Mrs. Robinson ist, sondern sich etwas wie Verachtung in die Blicke der jungen Männer schleicht bei der Betrachtung ihres welkenden Fleisches.

Aber da trifft sie den Mann. Zufälligerweise sitzen sie in einem Restaurant an einem benachbarten Tisch und verlassen dieses zusammen. Wenn man als Leser an dieser Stelle jedoch auf spektakuläre Romantik hofft, wird man von der abgebrühten Berg eines Besseren belehrt. Die beiden finden ihr Glück viel mehr im Schweigen, im Nichtssagen-Müssen, und dieses, nachdem der Mann abgereist ist, sogar in ihren Telefongesprächen. Bis die Frau beschliesst, ihre Zelte abzubauen und zum Mann an den Luganersee ins Tessin zu ziehen.

Der Mann, der mit Holz arbeitet, vielleicht Schreiner ist - das ist nicht ganz klar - hat ein Haus geerbt, dessen spektakulärer Ausblick auf die Brissago-Inseln sogar die nüchterne Frau beinahe verzaubert. Bis sie nach vier Jahren beschliesst, gemeinsam mit dem Mann dem klammen Tessinerwinter mittels Ferienreise auf eine südhinesische Insel zu entfliehen. Die Katastrophe naht.

Die Berg beweist in ihrem neuen Roman einmal mehr, dass sie die Grande Dame der Literatur über das Menschsein ist. Nichts ist ihr fremd und in allem bleibt sie wahrhaftig. Trotz des Bewusstseins ihrer Ich-Erzählerin für ihre kümmerliche kleine Existenz, über die sie sich keine Minute hinwegtäuschen lässt, ist die Frau doch imstande, das kleine, stille Glück zu schätzen. Und trotz unvermeidlicher bergscher Katastrophe nimmt die Autorin uns nicht gänzlich die Hoffnung auf ein Happyend.



Bürgin, Daniel: *Auf der Suche nach Yamato*. Essays über Japan. Isele Verlag, Eggingen, 2009. 288 Seiten. ISBN 978 3 86142 436 9

Faszinierendes Edo
Daniel Bürgin: *Auf der Suche nach Yamato*. Essays über Japan.

Daniel Bürgin, in Lenzburg geboren, lebt nunmehr seit fünfzehn Jahren in Japans Hauptstadt. Er erweist sich nicht nur als profund Kenner des japanischen Alltagslebens, sondern auch der japanischen Literatur und des Theaters. Anders als viele Auswanderer gibt er sich nie mit der Oberfläche zufrieden, sondern versucht stets tiefer zu dringen. Gerade was unter der Oberfläche verborgen liegt, scheint ihn zu faszinieren. Diesem Forscherdrang verdankt er vermutlich auch seinen unverstellten Blick für die kleinen Dinge, welche Nippon als solches erst definieren. Sei es, wenn er in seinem Essay «Die Tasche aller Taschen» seinen Einkaufsbummel im Ginza beschreibt und ihm dabei nicht entgeht, wie viel Sorgfalt das japanische Verkaufspersonal auf die Platzierung der neu erstandenen Schätze in aufs sorgfältigste gefalteten Plastik- und Papiertüten verwendet. Nicht von ungefähr erinnert das Prozedere an eine Tee-Zeremonie. Oder wenn Bürgin die bis heute schamanistisch gebliebenen Todesriten erläutert, die jeden Toten in den Kreis der Lebenden mit einbeziehen und ihn so vor dem Vergessen bewahren. Es mag auf den ersten Blick erstaunen, dass in einem Land, wo nichts so stetig ist wie der Wandel, einem Land der Hello Kittys und der Keitais (Handys) der Tod kein Tabu darstellt. Und doch macht gerade die Annahme eines immerwährenden Wandels, und in diesem Sinne auch eines Wandels vom Leben zum Tod, den Tod, der bei uns marginalisiert wird, zu einem Teil des Lebens.

Der Wandel ist weiter Thema in seinem Essay «Sechsendreissig Mal Japan vor- und nachher», wo er vom Jahr 1993 ausgehend verschiedene Phänomene wie das Zeigen nackter Beine oder die Verbreitung der Handys beschreibt.

Manche Essays verzaubern und bestätigen unsere Bilder über das Land der Kirschblüte, doch auch hier vermag Bürgin mit seinem Verweben des eigenen Blicks auf das Geschehen mit demjenigen traditioneller japanischer Autoren immer wieder zu überraschen.

«Auf der Suche nach Yamato» sollte unbedingt in das Gepäck jedes Japanreisenden gehören.



Cave, Nick: *The Death of Bunny Munro*. Roman. Englisch. Canongate, Edinburgh, 2009. 278 Seiten. ISBN 978 1 84767 377 0

In die Jahre gekommener Ladiesman
Nick Cave: *The Death of Bunny Munro*. Roman. Englisch.

Nick Cave, bekannt als Sänger der Birthday Party, The Bad Seeds und Grinderman, legt mit «The Death of Bunny Munro» nun seinen zweiten Roman vor.

Bunny, seines Zeichens ein von Sex getriebener, in die Jahre gekommener Vertreter für Kosmetikprodukte findet nach einer seiner Geschäftsreisen, die nebst dem Verkauf auch dem Einkauf von Sex gegolten hatte, seine Wohnung in desolatem Zustand und seinen Sohn, der den Namen Bunny Junior trägt, verzweifelt vor. Libby, Mutter und Ehefrau der Bunnys, welche unter schweren Depressionen leidet, hat sich im Badezimmer eingeschlossen. Nach Öffnen der Tür erkennen die beiden, dass sie von nun an Hinterbliebene sind, denn Libby hat ihrem Leben eigenhändig ein Ende gesetzt.

Bunny betäubt sich weiter mit Alkohol und Drogen, vernachlässigt sein Kind und hat an der Beerdigung seiner Frau die Impertinenz, seine ihm nicht eben gutgesinnte Schwiegermutter um die Betreuung Bunny Juniors zu bitten. Ansonsten kreisen seine Gedanken vornehmlich um Vaginas, wenn sich auch mit dem Erscheinen des Geistes seiner verstorbenen Frau ein transzendentes Element in das ansonsten relativ einfach gestrickte Gedankenmuster unseres Protagonisten einzuschleichen beginnt. Nach einem weiteren Alkohol- und Drogenexzess kommt ihm die Idee, seinen Sohn mit auf einen Vertreter-Road-Trip zu nehmen. Dieser, ein scheinbar übersensibler und überintelligenter Junge von neun Jahren, der seinen nichtsnutzigen Vater nichtsdestotrotz über alle Massen liebt, beschäftigt sich fortan während der langen Wartezeiten auf der Rückbank des Autos mit seiner Enzyklopädie. Es schwant einem nichts Gutes angesichts des Tempos, mit welchem Bunny Munro scheinbar auf sein Ende zusteuert.

Nick Cave erzählt eine turbulente Roadstory, die deutlich weniger einfach gestrickt ist, als sie zunächst scheinen mag. Vielleicht nur von ungefähr werden wir an John Updikes «Rabbit» erinnert, auch er ein in die Jahre gekommener Ladiesman, der Leben zerstörte. Die Figur des Bunny Munro birgt nebst ihren komischen Elementen durchaus echte Tragik.

Zurzeit arbeitet Cave zudem an einem Soundtrack, den es allerdings nur über iTunes oder zusätzlich zur Audio-Version des Buches im iPhone-App-Store geben wird.

ARCHITEKTUR BETRACHTET

Papageientaucheranlage

Von Anna Roos - Luft, Stein, Wasser und Vögel Bild: Ralph Hut

Der Tierpark Dählhölzli in Bern sieht jetzt ganz anders aus als noch vor einigen Jahren. Die Papageientaucheranlage ist der neueste Zusatz aus einer Reihe von Projekten, eingeweiht vom Zoodirektor Bernd Schildger. Neben der Leopardenanlage, eröffnet vor ein paar Jahren, und dem hochgehobenen Holzweg, der eine Luftsicht auf die Ochsen ermöglicht, gibt es nun auch die Papageientaucheranlage. Sie wurde im März dieses Jahres eröffnet.

Das Architektur-Wettbewerbsprojekt widersprach zuerst dem städtebaulichen Konzept und den Wettbewerbsparametern. Der Autor des Projekts, Patrick Thurston, hatte wahrgenommen, dass die Anlage «Luft» brauchte und hat sich deshalb gewagt, sein Gebäude auf der Ostseite der Seehunde statt auf der Westseite zu planen. Dank diesem Grundsatzentscheid gab es für die verschiedenen Gehege Raum genug, zu atmen.

Für ArchitektInnen ist ein Auftrag, bei dem man für Tiere entwirft, eine Befreiung: Man ist von vorgefassten Meinungen und Ideen entlastet. Die Dimensionen und Bedürfnisse des Tieres sind so völlig anders als bei Menschen, dass man als ArchitektIn den Raum ganz neu konzipieren kann. Es ist die Gelegenheit, Architektur poetisch zu gestalten.

Wenn man auf dem Besucherpfad spaziert, an den majestätischen Leoparden und den anachronistischen Moschusochsen vorbei, erhält man schöne Eindrücke der skulpturellen Form des Gebäudes, eingebettet in das Terrain, die Höhe des bestehenden Vivarium-Gebäudes ergänzend. Es hat seine Eigenständigkeit, ohne in Konkurrenz zu treten. Man denkt zurück an das Leoparden-Gehege und bemerkt, dass ein Dialog zwischen den beiden neuen Anlagen besteht. Beide haben eine künstliche Klippe,

schräge Betonwände und luftige Netzdächer; das sind die verwandten Strukturen.

Das Gebäude ist als Freiform gestaltet; oben Luft, filigran und leicht, unten solide, Beton,

Vögel ein. Nun kommen die verschiedenen Elemente zusammen: Luft, Stein und Wasser. Seemöwen steigen über den Köpfen in die Höhe, im Hintergrund, durch das lichtdurchlässige Spannetz, welches den Aussenbereich nach innen bringt, schweift der Blick über hohe Waldbäume.

Von der oberen Holzterrasse aus können die BesucherInnen die Klippe mit den Papageientauchern beobachten. Es sind wirklich lustige Wasserclovnas. Die kahle Landschaft rundherum gedeiht langsam. Es folgen Betonstufen, die in die Unterwelt der Vögel führen. Hier ist man etwas enttäuscht, das Drama der Unterwasserwelt zeigt weniger, als man erwartet. Die Unterwasserlandschaft ist kahl und, die Papageientaucher einmal ausgenommen, leblos.

Es wäre schön gewesen, die reiche, lebhaftige Landschaft des Aquariums auch hier geniessen zu können, die Gelegenheit genutzt zu haben, Ökosystem und Tierwelten auch hier darzustellen. Es fühlt sich ziemlich eng und finster an neben der Glaswand, besonders im Vergleich mit der grosszügigen oberen Terrasse - es ist kein sehr einladender Raum. Trotzdem kann man die unterhaltsamen Schwimmposen der Papageientaucher und die zauberhafte türkisgrüne Wasserfarbe geniessen. Mystisch, wie die Farben sich mischen, wenn die Vögel schwimmen und tauchen.

Es ist schön, ein neues Tiererlebnis im Tierpark zu haben. Wir sind gespannt zu sehen, was das nächste Projekt bringen wird.



Holz und Stein, mit Wasser dazwischen. Die Architektur spielt mit dem Kontrast zwischen der massiven Klippe und der delikaten Dachkonstruktion.

Am Ende des Spiralweges zum Eingang treten die BesucherInnen endlich in das Reich der

Anna Roos ist Architektin bei «kr2» und stammt aus Südafrika, ihre Muttersprache ist Englisch. Ihre Texte werden in Zusammenarbeit mit ensuite - kulturmagazin übersetzt.

5 Jahre
Disco
Balkan Gipsy
Disco

Ostkost DJ's
Bobby Baguette
& Toni Peperoni
22 Uhr

Freitag 16.10.2009
Optickle
Videoinstallation
Speichergasse 4
Bern



Tanz & Theater



KULTURBERICHTERSTATTUNG TANZ

Über den Tanz

Von Kristina Soldati Bild: Heinz Spoerli, Ballettdirektor Opernhaus Zürich, Foto: zVg.

Der Platz des Tanzes in den Medien soll hier beleuchtet werden. Eine Schlüsselfigur des Schweizer Tanzes nahm sich dieses Thema zu Herzen: Heinz Spoerli.

Ensuite - kulturmagazin: Herr Spoerli, als Ballettdirektor des Zürcher Opernhauses haben Sie gleich zwei renommierte Preise dieses Jahr erhalten: Den deutschen Tanzpreis und mit acht Künstlern anderer Sparten den Kritikerpreis. Ihrer Companie und der Tanzsparte an Ihrem Haus geht es blendend. Dennoch sind Ihre Abschlussworte der letzten Dankesrede an eine medienübersäte Hörerschaft eindringlich: «Bitte halten Sie dem Tanz - ob modern, klassisch oder Tanztheater - die Treue, denn er hat es dringend nötig.» Was meinten Sie damit?

Heinz Spoerli : Lassen Sie mich erst generell, dann tanzspezifisch antworten.

Die Presse unterschätzt generell die Kultur. Nicht erst in der Krisenzeit. Dabei lesen die Menschen, wenn sie die Zeitung in die Hand nehmen, zuerst einmal den Feuilleton und den Sportteil. Dann erst Wirtschaft und Politik. Sie wollen durchaus kulturell informiert sein und sich eine Meinung bilden können. Wenn die Presse am Feuilleton spart, macht sie einen grossen Fehler.

Was den Tanz betrifft, ist die Meinungsbil-

dung in den letzten fünfzig Jahren beschwerlicher geworden. Früher gab es nur das Ballett und den modernen Tanz, was zur Kunst zählte. Seitdem entstanden viele neue Arten, wie der postmoderne Tanz, aber auch Breakdance, und es mischten sich Formen wie beim Tanztheater oder der heutigen Performancekunst. Unlängst wurde gar der asiatische Kampfsport der Shaolin-Mönche vom Choreografen Sidi Larbi Cherkaoui eingebaut.

Ist das ein Nachteil?

Für die Berichterstattung schon. Die Diversifikation erfordert einen Überblick, will man fundierte Meinungsbildung. Einen Überblick in der zeitlichen Spanne, in der Entwicklung des Tanzes, aber auch in der Breite. Welcher Kritiker hat diesen heute noch ?

Warum? Konnten sich die Kritiker nicht mit-entwickeln?

Zum einen ist die gegründete Presseschule sehr jung. Und Tanzkritik ist auch kein Metier mehr. Die Letzten der Zunft haben ihre Posten geräumt. Dem legendären Jochen Schmitt der «FAZ» (Frankfurter Allgemeine Zeitung) wurde vor über zehn Jahren gekündigt, Lilo Weber verlor ihre frühere Stellung bei der «NZZ». Es gibt keine fest angestellten Tanzkritiker mehr in der Schweiz. Früher hatte ein Kulturjournalist ein Ressort, heute bis zu drei, vier. Zum anderen sind es junge Berufsanfänger, die auf dem Feld des Tanzes die journalistische Feder

spitzen. Da ist Spezialisierung und Erfahrung ein Fremdwort. Drittens fehlt der Weitblick wegen der lokalen Enge : Die Zeitungen zahlen keine Reisen mehr. Jochen Schmidt hatte noch ein eigenes Reisebudget.

Dagegen ist die Tanzkunst sehr mobil. Zumal sie keine Sprachbarrieren kennt. Sie holt sich die Inspiration für ihr Schaffen weltweit. Als ich in Montreal tanzte, ging ich mir alle wichtigen Choreografen in New York anschauen. Das war sehr wichtig. Der Tanz saugt die Einflüsse in Windeseile auf. Die Presse hinkt da hinterher.

Der gesamte Kritikerberuf fühlt sich wie eine aussterbende Spezies, meinte der deutsche Kritikerverband...

Ja, aber auch ganze Sparten sind gefährdet. Wenn ein Haus eine Sparte wegspart, schneidet es sich in das eigene Fleisch. Das Theater braucht ein vielfältiges Publikum. Wenn es mit der Schliessung ein interessiertes Publikum verliert, verliert es mit diesem auch potentielle Besucher der anderen Sparten, die Vielfalt und schlicht Attraktivität.

Und was erwarten Sie von einer Tanzkritik mit Qualität?

Ich habe keine Probleme mit den Kritiken. Wenn sie schlecht ausfallen, sollten sie dies nur gut begründen. Für meine Tänzer aber wünsche ich, dass ihre Leistung gewürdigt wird. Nicht nur das Stück sollte besprochen werden, auch

die Interpretation. Das ist insbesondere für die Entwicklung der Tänzer wichtig.

Ihre kurze Dankesrede wurde nie gehalten. Sie schickten sie mit der darin enthaltenen Bitte um Treue an Pro Helvetia, Ihren Hauptsponsor UBS und Davidoff, sowie an manche Kritiker...

Nachdem acht Preisgekrönte fast drei Stunden redeten, unterliess ich sie.

Und mit Ihnen schwieg der Tanz.

Aufgabe von Kritiken Während vor fünf Jahren den Saisonauftakt des Zürcher Balletts noch zwölf verschiedene Kritiker im deutschsprachigen Raum kommentierten, waren es dieses Jahr nurmehr sieben. Eine Rezension davon wurde zumindest auf der Online-Seite gleich von fünf Blättern übernommen (diejenige des «Tagesanzeigers» vom «Berner Oberländer», der «Berner Zeitung», dem «Thuner Tagblatt», der «Thurgauer Zeitung» und, klar, vom «Züritipp»).

Die Einsparungen, Fusionen und Schliessungen von Tageszeitungen können den Erfolgreichsten nicht viel anhaben. Die kleinen Kreativen aber darben. Sie haben die Kritiken als Referenz nötig, wenn sie ihre Projekte bei Finanzierungsgesuchen einreichen. Man würde meinen, auch Geldgeber und die öffentliche Hand müssten an solchen Evaluierungen interessiert sein. Auf gewichtigeren Gebieten werden unabhängige Fachleute mit Gutachten beauftragt, bevor Gelder für Projekte locker gemacht werden. Ihre Honorare sind majestätisch. Die von freien Zeitungsmitarbeitern für eine Kritik 140 Schweizer Franken.

Bewertung zu leisten ist also eine Aufgabe von Kritiken. Vor allem aber sollen Kritiken laut einer Umfrage unter Lesern informieren.¹ Und zwar deskriptiv, plastisch und nachvollziehbar. Die Interpretation, in der so manche schwelgen, oder Erklärungen, mögen daraus hervorgehen, seien aber zweitrangig. Dass diese Kritik an die Kritiker heute so deutlich formuliert wird, beweise laut dem Autoren der Umfrage: Die Mehrzahl der Kritiker gebärdet sich in den Texten eitel, überheblich, aus einer auktorialen Haltung heraus, befangen in einer jahrhundertalten Tradition von Theaterkritik. Angesichts der miesen Note, die die Leser dieser Berichtsform erteilen - ist da das Aussterben keine Erlösung? Nein, ergibt die Untersuchung. 72 Prozent wollen nicht weniger und 23 Prozent gar mehr.

Der Autor Vasco Boenisch rät in seiner Analyse zur qualitativen Umkehr, zu der Hinkehr zur Dienstleistung für den Leser als mündigen Kunden: «Der Kunde will (...) zunächst einmal informiert werden, umfassend informiert werden; er will etwas an der Hand genommen und nicht vor den Kopf gestossen werden, er will nachvollziehen können statt staunen müssen; er will vom Kritiker lernen, nicht ihn anbeten; er will

ein Bild, keinen Stempel.» Plastische Beschreibung, Erklärung und schlüssige Wertung sind demnach die Hauptpfeiler einer fundierten Kritik. Ferner erwarten die Verbraucher auch das Einbetten eines Stückes, seines Schöpfers und der Interpretation in die Theaterlandschaft und eine etwaige Tradition. Wie sollen sie sonst die Relevanz der Kritik einordnen? Es steht nicht wenig auf dem Spiel: Unsere beschränkte Speicherkraft und das Budget. «Lohnt es sich, den Namen zu merken? Will ich das nächste Mal ein Stück der Companie, des Schöpfers sehen?»

So gewachsene Entscheidungen generieren ein mündigeres Publikum, das weniger frustriert ist von bösen Überraschungen. Doch werden Journalisten unter vermehrtem Zeitdruck und ohne Reisebudget diesen Service leisten? Der genannte Forscher schmunzelt über Fälle «rührender Selbstausbeutung».

Andere Textformen über den Tanz: Fast Food Ganz im Trend des leichteren Konsums hat manch eine Zeitung ihren Verzehr mit 20 Minuten angepriesen. Zeitungen im Allgemeinen bieten ein abwechslungsreiches Menu auf ihrer Kulturkarte. Events sind zweifellos das Hauptgericht, im Feuilleton mit Empfehlung gar des Chefs serviert. Porträts, Interviews und Vorberichte sind «in», weil leicht bekömmlich. Schwerer im Magen liegen da schon die Kritiken. Warum?

Ein bekannter amerikanischer Tanzkritiker, Edwin Denby, beschrieb es so: «Dance criticism has two different aspects, one is being made drunk for a second by seeing something happen; the other is expressing lucidly what you saw when you were drunk.» (Dt.: Tanzkritik hat zwei unterschiedliche Aspekte: Einer ist, für einen Augenblick an dem Geschehen, das man sieht, betrunken zu werden; der zweite ist, glasklar auszudrücken, was du sahst, als du betrunken warst.)

Warum nicht den Leser in diesen Dunst und Durchblick einbeziehen? Der Leser sollte auch benommen sein von der Atmosphäre im verspielt anschaulichen Text. Dann soll der Leser durch die Federführung nüchtern nachvollziehen können, wie diese Wirkung des Stückes zustande kam. Diese widersprüchliche Aufgabe macht das Gericht bei der Herstellung zum Slow Food. Die feine Zubereitung («gut geschrieben») sollte den Geniesser das nicht merken lassen. Doch die Dichte des Geschmacks und hoffentlich des Gehalts bleibt beim unangemessenen Verschlingen halt im Halse stecken...

Ein Leckerbissen Manche Haute Cuisine erhält ihre fünf Sterne. Letztes Jahr ging der Schweizer Greulich-Kulturpreis, der herausragende Leistungen im Kulturjournalismus würdigt, an jemanden, der das richtige Rezept für den Tanz hat: «Mit ihrer Entscheidung für Alexandre Demidoff würdigt die Jury dessen beständiges Engagement für eine moderne Vision von Ballett und Tanz und zugleich die stilistische Brillanz des Kritikers von «Le Temps», heisst

es auf der Homepage der Stiftung.

Drei Zeitschriften in neun Jahren verschwunden Wenn Kulturredaktionen – und nicht nur sie – zurückgestutzt werden, das Feuilleton sich lichtet, Kulturbeilagen Federn lassen und sich zu Lifestyle-Magazinen mausern wie bei der «NZZ», wer könnte da gegensteuern?

Sollte die Tanzszunft eine eigene Zucht hervorbringen, um in den Printmedien präsent zu sein? Viele Engagierte waren dieser Meinung und gründeten aus Privatinitiativen heraus Fachblätter. Das österreichische «Tanz Affiche» entstand so, auch sein Schweizer Pendant «Tanz der Dinge» von Wolfgang Brunner. Doch wenn der Herausgeber verscheidet, nimmt er ein Stück Kulturgut mit sich (Einstellung 2006). Da würden Tanzblätter in Form von Verbandszeitschriften Menschenleben überdauern, würde man meinen. Und wenn Verbände fusionieren, können sie gar gestärkt hervorgehen, wie man Ende 2007 den jeweiligen Mitgliedern des Verbands der Lehrenden und denen der künstlerisch Schaffenden verkündete. Doch das Gegenteil war der Fall. Das Sprachrohr der Tanzschaffenden der Schweiz, «Tanz/La Danse Suisse», ging bereits im Juni 2000 ein, das Verbandsorgan Tanz & Gymnastik des Lehrerverbands 2007 bei der Vereinigung.

Drei Zeitschriften in neun Jahren verschwunden

Die papierne Materialisierung von Tanzbesprechungen stand aber noch lange auf der Tagesordnung des vereinigten Tanzdachverbands. Verhandlungen und Finanzierungspläne folgten. Aber keine Zeitschrift.

«Das Ableben der Schweizer Tanzfachzeitschriften muss man in der globalen Dürre der Presselandschaft eingebettet sehen», meint die Tanzwissenschaftlerin und ehemalige Festival-Coleiterin der Berner Tanztage, Claudia Rosiny. «Schon seit langem lieferte uns der Medienprofessor R. Blum der Universität Bern die Analyse: Der Schweizer Markt ist schlicht zu klein. Wir müssen nach Alternativen sinnen.» Na, dann lag «Dancesuisse» ja goldrichtig, als sie 2000 online ging. Ähnlich wie bei der grossen Schwester «tanznetz.de» sind hier Biografien, Auszeichnungen, Hintergrundinformationen und Ankündigungen abrufbar. Verpassen sie vor allem ihren Veranstaltungskalender nicht! Doch wo sind die Kritiken, die bis 2005 geschrieben und bis 2008 einsehbar waren? «Zu unseren Mitgliedern gehören Choreografen und Interpreten. Es gibt einen Interessenkonflikt, wenn nicht alle und nicht alle gleich gut besprochen werden», resümiert Gianni Malfer, Verwalter von DanseSuisse, das Problem.

Das ist aber ein Dolchstoss. Denn schon vor der «Bereinigung» dieser ungemütlichen Kritiken förderte der von Regierung wie Betrof-

1 Umfrage in: Boenisch, Vasco: Was soll Theaterkritik? Dissertationsarbeit. Bochum, 2008.

TANZ IN. BERN

DAS INTERNATIONALE
TANZFESTIVAL
DER DAMPFZENTRALE BERN

15.–31. OKTOBER 2009



ULTIMA VEZ/WIM VANDEKEYBUS (B), MATHILDE MONNIER (F)/LA RIBOT (CH),
LIQUID LOFT/CHRIS HARING (A), BERN:BALLET: CATHY MARSTON (CH),
GISÈLE VIENNE/ETIENNE BIDEAU-REY (F), GUILHERME GARRIDO (P)/PIETER AMPE (B),
CIE NICOLE SEILER (CH), ZIMMERMANN & DE PERROT (CH),
HANNA HEDMAN, BRUNO POCHERON, ISABELLE SCHAD/GOOD WORK PRODUCTIONS (D),
YASMEEN GODDER (IL), SUPERAMAS (F/A), STEVEN COHEN (F/ZA),
SPECIAL: PROTANZ: SCHWEIZER TANZ- UND CHOREOGRAFIEPREIS 2009

VVK: WWW.STARTICKET.CH
INFOS: WWW.DAMPFZENTRALE.CH



Dampfzentrale
Bern

Dampfzentrale Bern
Marzilistrasse 47, 3005 Bern

KulturStadtBern



Finanzierungsstellen:
des Kantons Bern
Divisions de l'économie publique
du canton de Berne

MEDIENPARTNER:
Der Bund



ensuite
ERNST GÖHNER STIFTUNG
2009



National
neubern

passive attack
MIGROS
kulturpresent



fenen ausgeklügelte «ProjektTanz» bei seiner Aufbahrung vor der Presse den Notstand zu Tage: «Die Berichterstattung über Tanz in den Schweizer Medien nimmt ab. Die verschiedenen Sparrunden bei Tageszeitungen in den letzten Jahren liessen auch die Kritiken und Texte über Tanz weniger werden. Dabei hat gerade diese Kunstsparte grossen Nachholbedarf an Vermittlung und Reflexion in den Medien.» Im Zuge dieser Vivisektion der Tanzsparte entstand das Netzwerk RESO, das dem auf Herz und Nieren geprüften Patienten postoperatives Leben einhauchen soll. Es wacht über das reibungslose Zusammenspiel seiner Organe (und den Organ Spendern Bund, Kantone und Städte). Es wird sich wohl seine Gedanken machen müssen angesichts des diagnostizierten Nachholbedarfs in den Medien. Doch seine Strategie ist bislang nur punktuell: Am Tag des Tanzes inszeniert es ein Spektakel, das bunt und breit ist wie die Schweiz, ein Event und willkommenes Futter für die Medien. Dabei weiss RESO es besser: In seiner Bibel zur Kulturvermittlung leuchtet durchaus das Gebot gegen den Götzendienst: «Um neben der Entertainmentindustrie mit einem stetig wachsenden (Über-)Angebot bestehen zu können, ist es zur Notwendigkeit geworden zu vermitteln, worin die besonderen Werte der Kunst für den Einzelnen und die Gesellschaft bestehen.» Welches darf das bevorzugte Medium der Vermittlung dieser frohen Botschaft sein?

Sprachlose und flüchtige Kunst Ob über sie ein Wort verloren wird oder nicht, das schert die lebenslustige Terpsichore wenig. Sie wird weiter frohlockend ihre flüchtigen Kreise ziehen. Und wen störte es, wenn sie keine Spuren hinterliesse? Nun, die frisch etablierte Schweizer Tanzwissenschaft. Sie muss verflossenen Tanz nachspüren und seiner habhaft werden können. Und zweitens die Archive, die das kulturelle Gedächtnis der Nation sind. Die Theatersammlung in Bern zeichnet so seit den 80ern die in der Schweiz empfangbaren TV-Tanzsendungen auf («Mit Lücken, denn wer von uns hat Zeit, alle Programme durchzuschauen?», meint der Leiter der Dokumentation), die Mediathek Lausanne seit 1993. Die unbekannten Companien, die Fernsehkameras nicht kennen, werden von der bald öffentlich zugänglichen Mediathek in Zürich ermuntert, sich selbst zu dokumentieren. Der professionelle Rat dazu wird erteilt. Bislang ist der Bestand der Mediathek noch nicht katalogisiert. Bei der Finanzierung aus Privat- und Stiftungsgeldern war das bislang nicht drin. Die nationale Tragweite der Mission wird der Bund wohl erst 2013 schultern. Ab da sind beide Mediathek-Standorte Lausanne und Zürich einheitlich katalogisiert und die Titel in das universitäre Online-Bibliothekssystem IDS laut Plan eingespeist.

Medium TV Und was, wenn sich die flüchtige Kunst mit der Kamera einfangen und dem ihm entsprechendsten Medium, dem bewegten Bild

des Fernsehens, zuführen liesse? Wenden wir uns der Fernsehanstalt zu, die Kunst in ihrem Namen trägt. «Arte» hat tatsächlich (in Zusammenarbeit mit «NBS» und «BBC») dem Tanz viele Jahre lang die beste Sendezeit eingeräumt: Sonntags, 20.15 Uhr. Man mag zwar von gewissen ästhetisierenden Akzenten halten was man will, wo der Zoom auf dem Glanz schweissgebadeter Haut und schwingendem lichtdurchfluteten Haar war, doch dem Zuschauer wurde ein Riesendienst erwiesen. Eine äusserst grosse Spannbreite, thematisch originell gruppiert, wurde überschaubar (25 Minuten) und vor allem: Zuverlässig zur selben Zeit serviert. Seit 2007 ist damit Schluss. Am Geld liege es nicht, meint der stellvertretende Redaktionsleiter Musik/Theater/Tanz bei «Arte». Das sinnvolle massgeschneiderte Portionieren fällt da eher ins Gewicht. Seit «NBS» und «BBC» ihre Reihe einstellte, stellte sich «Arte» um: Punktuell Events wie Festivals seien gefragter, heisst es. So vergehen manche Monate ohne ein für «Arte» sendewürdiges Tanz-Highlight.

Statistiken über Tanz Zwanzig Jahre lang war das gesamtschweizerische Kulturverhalten ein blinder Fleck im Spielraum von kulturpolitischen Verhandlungen: Es war statistisch vom Bundesamt für Statistik nicht erfasst und so zahlenmässig nicht belegbar. In diesem Sommer legte es Daten zum Kulturverhalten der Schweizer Bürger vor.² Und siehe da, sie speisen unsere Argumente mit Zahlen! Die Häufigkeit eines Besuchs von Tanz liegt im Vergleich zu dem von (auch Pop-) Konzerten, Kino und historischen Stätten, Museen, Theater und Bibliotheken (in dieser Reihenfolge) an letzter Stelle (Jeder fünfte schaut sich von Zeit zu Zeit Tanz an). Sobald es aber um die Frage geht, welche Aktivität die Bürger öfters ausüben möchten, steht Tanz- und Theaterbesuch weit oben, nämlich an zweiter Stelle. Fast jeder zweite möchte mehr. Da fragt es sich, was ihn denn hindert. Bei allen Hinderungsgründen schwimmen Tanz und Theater unauffällig im Mittelfeld, beim Hinderungsgrund «Infrastruktur und Logistik» prescht es aber hervor. Die Aufschlüsselung der Antworten auf die halb offen gestellten Fragen ist nicht ganz einfach, da Mehrfachnennungen möglich waren. Auffällig ist allerdings, dass diejenigen, die sich die Mühe gaben, mehrere Gründe anzugeben, zunehmend den Bereich Information(s)mangel/Angebot hervorhoben. Andersherum gesagt: Fast die Hälfte speist den Frager schnell mit «keine Zeit» an (für die Realisierung meines Wunsches nach mehr Tanz und Theater). Doch wenn Befragte «in die Tiefe gehen», ist schon fast jeder Dritte mit dem Angebot oder der Information unzufrieden.

Und hier könnte man ansetzen. Informieren, das Angebot evaluieren, gegebenenfalls empfehlen und Lust machen - waren das nicht die Aspekte der Tanz- und Theaterkritik?

² Kulturverhalten in der Schweiz. Erhebung 2008. Bundesamt für Statistik.

AUSBLICK TANZ

Packendes in Basel

Johan Inger leitete fünf Jahre das weltberühmte Cullberg-Ballett in Stockholm. Die Inspiration zu der Schweizer Uraufführung seines Stückes «Empty House» reicht aber noch zurück in seine Tanzzeit bei Jiri Kylian. Als dieser die Compagnie verliess, hinterblieb eine grosse Einsamkeit. «Wie in einer bevölkerten U-Bahn-Station, wo keiner auf den anderen trifft.» Neben der Wiederaufnahme des pulsierenden Erfolgsstückes «Bolero» vom Ballettdirektor des Hauses gibt es zeitgenössischen Tanz vom israelischen Choreografen Rami Be'er, Leiter der Kibbutz Contemporary Dance Company.

Ein insgesamt sicher packender Abend!

«Crescendi»

Ort: Theater Basel, Theaterplatz Basel, Tel. 061 295 11 33

Datum: 11. Oktober, 19:00h; 13., 14., 17., 20., 22. Oktober, 20:00h; 25. Oktober, 19:00h

Festival Tanz In.Bern

Gleich mit einem Paukenschlag setzt die zweite Ausgabe des Festival-Nachfahren der Berner Tanztage an: Mit der kraftvollen und schrägen Compagnie Ultima Vez von Wim Vandekeybus. Es finden sich im qualitativ sehr gemischten Programm niveauvoll Unterhaltsames - die diesjährigen Schweizer Tanz- und Choreografiepreisträger Zimmermann & De Perrot - und niveauvoll Verstörendes - die mit dem Bessie Award versehene Yasmien Godder. Niveauvolles Ballett steuert das Stadttheater Bern selbst bei: Mit Romeo & Julia.

Festivalbegleitend läuft ein Film von Steven Cohen: Ein aus einem Kronleuchter umfunktioniertes Tutu betritt eine afrikanische Slumsiedlung...

Ort: Dampfzentrale Bern, Marzistr. 47, Bern

Tel. 031 310 05 40

Datum: 15. bis 31. Oktober

Hommages in Zürich

Keine schlechte Idee: Man wähle vier Tänzer, die jedem sofort einfallen (Pina Bausch, Merce Cunningham, Michael Jackson und die etwas entferntere Josephine Baker) und konfrontiere heutige Choreografen mit ihrem Gewicht. Dem postmodern-verspielten Foofwa d'Immobilité fällt vor allem ein Wortspiel ein: «Pina Jackson in Mercemorial.» Der Choreograf vermag aufgrund seiner Technik die jeweiligen Stilrichtungen durchaus zu absorbieren. Wann er sich mal künstlerisch ernsthaft an den Vorbildern misst, wird sich zeigen. Zwei Tanz-Performance-Stücke sind mit von der Partie: Eines von Angelika Ächter («Alice meets Pina») sowie eines von Mark Tompkins 1996 zu Ehren von Josephine Baker entstandenes Stück.

Hommages

Ort: Tanzhaus Zürich, Wasserwerkstrasse 129

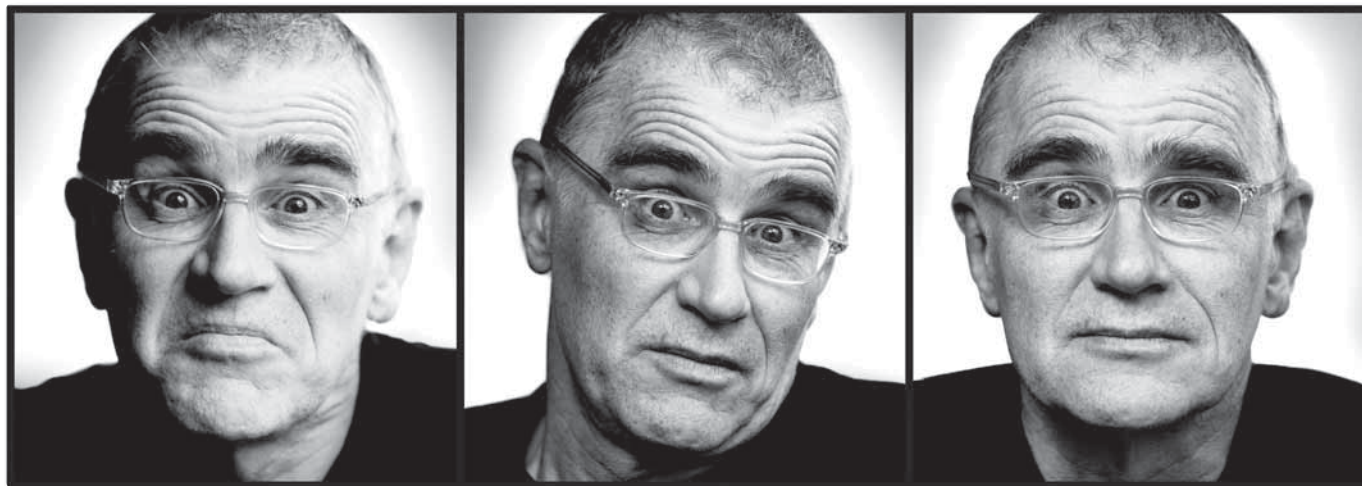
Tel. 044 350 26 11

Datum: 15. Oktober, 20:00h

JOACHIM RITTMAYER:

«Unerwartete Sternstunden erleben»

Interview von Pedro Moser Foto: Christoph Hoigné



Joachim Rittmeyer ist der Doyen des literarischen Kabarets in der Schweiz. Der 58-jährige Ostschweizer lebt schon seit langem in Basel. Auf der Bühne hat er eine Reihe von Figuren entwickelt, darunter seine Klassiker Theo Metzler und Hanspeter Brauchle. Im aktuellen Programm «verlustig» kommt ausgerechnet dieser Brauchle abhanden. Und steht dennoch ganz im Mittelpunkt.

Ensuite - kulturmagazin: Was erwartet das Publikum im Programm «verlustig»?

Joachim Rittmeyer: Eine eigene Welt. Komisch in jeder Hinsicht. Ich hoffe, der Abend regt an und macht Lust auf die Welt, in der wir uns meistens befinden, nämlich auf die Alltagswelt und die Mentalität unserer Breitengrade. Man soll sich auch ein bisschen wundern über sich selbst und unsere Gesellschaft.

Wer spielt mit?

Ganz viele. Es geht aus von einer Figur, die dann in ganz viele Identitäten schlüpft. Das ist eine Figur, die sehr nahe bei mir ist. Sie steht durch einen blöden Zufall auf der Bühne und pröbelt mit dem Ton herum, während die Zuschauer schon im Saal sitzen. Ein typisch Rittmeyerscher Anfang. Er erlebt unverhofft eine Sternstunde, weil er in etwas hineingeraten ist, das er nie erwartet hätte – und so geht es ja vielleicht auch dem Publikum. Wenn einem der Boden entzogen wird, empfindet man das als Verlust. Aber wenn man auf einen neuen Boden fällt, kann das durchaus auch lustvoll sein. In diesem Stück geht eine Figur verlustig, der Brauchle verschwindet. Trotz seiner physischen Absenz ist er aber immer noch lustig, sein Geist ist immer noch präsent.

Sie haben über Jahre die zwei Figuren Hans-

peter Brauchle und Theo Metzler aufgebaut. In den letzten paar Jahren kamen mit Jovan, Lanzi und dem Appenzeller Schiess noch mehr Personal dazu. Jetzt verabschieden Sie sich mit einem Kunstgriff von Brauchle. Ist Ihnen die Figur verleidet?

Nein. Ausschlaggebend für diesen Entscheid war, dass die Leute bei jedem neuen Programm gefragt haben: «Gell, der Brauchle ist wieder dabei?» Das machte mich je länger je unfreier. Ich musste quasi immer wieder eine Marke reproduzieren. Ich fragte mich dann, ob und in welcher Form der Brauchle denn dabei sein müsse. Ob es nicht auch ohne ihn ginge und ob das Publikum dann auch noch dabei wäre, und ob er nicht noch mehr dabei sein würde, wenn er nicht dabei wäre... Es ist, wie wenn ein geladener Gast nicht erscheint. Dann redet man auch die ganze Zeit über ihn und fragt sich, wo er wohl steckt und was wohl passiert ist.

Wie viel Joachim Rittmeyer steckt in Ihren Figuren? Sind Sie die ganze Palette und die einzelnen Figuren die verschiedenen Farben?

Ja, ich denke schon. Mit ein bisschen Pech oder Glück hätte ich alle diese Figuren werden können. Ich überschreite die Grenzen des Realen und suche Figuren, die ich vielleicht ab und zu auch noch gerne wäre, oder eben ganz und gar nicht. In jedem Menschen schlummern ganz viele Identitäten, eine davon oder eine Art Zusammenfassung von allen lebt man dann wirklich aus. Das Kabarett ist eine Möglichkeit, diese Identitäten wieder aufzufächern.

Sie haben also das Privileg, diverse Lebensentwürfe auf der Bühne auszuprobieren?

Ja, in gewisser Weise schon. Ich hatte schon früh das Gefühl, das Leben sei einfach zu eng. Familienleben, die Kleinstadt St. Gallen... diese enge Bandbreite war mir unangenehm. Dann ent-

deckte ich auf der Bühne neuen Raum für andere Lebensmodelle, ohne natürlich die Realität und den Alltag aus den Augen zu verlieren.

Ihre Figuren decken eine grosse Bandbreite an Charakteren ab, vom introvertierten Brauchle bis zum Grossmaul Lanzi. Was fehlt, ist eine Frauenfigur. Wie bringen Sie die weibliche Seite in Ihr Programm?

Weibliche Figuren kommen vor, wenn auch nur sehr kurz. Aber sobald man mit Verkleidungen arbeiten muss, hat es etwas Transvestitenhaftes. Ich versuche eher, die weiblichen Seiten bei den Männerfiguren auszuarbeiten. Brauchle ist zum Beispiel ein sehr weiblicher Mann. Er hat ein weiches, empathisches Gemüt.

Ihren Figuren widerfahren im Alltag die skurrilsten Dinge oder sie bauen sich aus alltäglichen Dingen die abstrusesten Gedankengebäude. Passiert es Ihnen auch, dass der Alltag plötzlich zum Abenteuer wird?

Das passiert mir oft. Gerade letztes ist mir wieder aufgefallen, wie viele Schlüssel die Leute aufbewahren, weil man sie ja vielleicht irgendwann doch noch braucht. So hat man dann derart viele Schlüssel, dass man völlig die Übersicht verliert und nicht mehr weiss, welcher wo passt. So entstehen richtige Labyrinth-Situationen, die man dann einfach weiterspinnen kann und schon bin ich mittendrin in einer neuen Nummer...

Aber Sie suchen natürlich auch solche Situationen und denken sich Konstellationen aus, in denen Menschen in eine Art Labyrinth geraten und den Boden unter den Füßen verlieren...

Ja, klar. So bekommt das Leben ja auch eine besondere Dimension. Den Alltag kennen wir ja alle. Wenn sich Abgründe oder neue Dimensionen auftun, finde ich das unglaublich bereichernd.

Wie sehr sind Sie auf der Bühne auf das Publikum und dessen Interaktion angewiesen?

Sehr. Es ist wie Salat essen ohne Sauce. Zu viel Sauce ist allerdings auch nicht gut... Aber man macht das alles ja fürs Publikum. Man will etwas anstossen, eine Erfahrung teilen. Ich kann einfach den Funken zünden, den Anlass geben und hoffen, dass wir beide – das Publikum und ich – auf eine gemeinsame Fahrbahn kommen. Das ist das, was man als schön und befriedigend empfindet.

Sie spielen «verlustig» nun knapp ein Jahr. Wie viel Raum gibt es noch für Improvisation, für das Spiel mit dem Moment?

Es gibt einige Übergänge, die für mich wie Kreuzungen sind und bei denen ich mich jeweils für den einen oder anderen Weg entscheide. Die führen natürlich beide an denselben Ort, aber an diesen Kreuzwegen ist Platz für Improvisation. Auch der Rhythmus des Stücks ist von Abend zu Abend verschieden. Manchmal sagen die Figuren auch spontan etwas anderes, ohne es mit mir abgesprochen zu haben...

Im Gegensatz zur heutigen Fastfood-Comedy, in der einem alle 20 bis 30 Sekunden eine Pointe vorgesetzt wird, sind Sie ein Slowfood-Komiker, der sich Zeit lässt, seine Stücke zu entwickeln. Sie spannen Ihr Publikum zum Teil auf die Folter, halten Längen bewusst sehr lange aus. Ist Ihr Programm etwas für ein erlesenes, kleines Publikum oder allgemein bekömmlich?

Offenbar ist ein Markt da für solches Theater, mein Angebot stösst auf Nachfrage. Aber es ist schon richtig, es ist eine Art Gegenströmung zu «Immer dichter, immer schneller». Wobei ich sagen muss, dass es sich in meinen Stücken oft um eine scheinbare Langsamkeit handelt, denn auch während den Pausen passieren ja ganz viele Dinge, wenn auch ohne Worte.

Sie haben vor zwei Jahren mit dem Schweizer Kleinkunstpreis eine wichtige Auszeichnung erhalten, was Sie dazu bewog, ein Best-of-Programm zu machen. Welche Ihrer Berufskolleginnen und -kollegen hätten Ihrer Meinung nach auch einen Preis verdient?

Grundsätzlich all jene, die etwas Neues wagen, einen persönlichen Stil entwickeln und nicht nur unter der Gürtellinie operieren. Pointen, die in irgendeiner Weise mit Hemmungen zu tun haben, lösen reflexartig Lacher aus. Das ist ein sehr einfacher Mechanismus. Ich schätze zum Beispiel Manuel Stahlberger oder das Duo schön&gut. Aber die wurden ja schon mit Preisen bedacht.

Sie haben Ihr Stück und die Figuren selber entwickelt, haben aber mit dem Berner Stephan Gerber einen Regisseur mit ins Boot geholt. Was hat Sie als Solokünstler dazu bewogen?

Stephan Gerber ist in erster Linie ein kompetenter Begleiter. Mir war es wichtig, dass er meine Sachen schätzt, sie aber auch mit einer gesunden Distanz kritisch begutachtet. Er ist mein Angelpunkt ausserhalb meiner eigenen Welt, eine Art Supervisor.

«verlustig» ist ihr 18. Soloprogramm. Haben Sie einen Liebling?

Am liebsten sind einem immer jene Programme, mit denen man einen Durchbruch oder eine

Abkehr vom Alten geschafft hat. In «Abendfrieden Spezial» hab ich zum Beispiel die Figuren Brauchle und Metzler zum ersten Mal gebracht. «Lauter Knistern» war der erste Experimentierabend. Das sind so ganz frühe Meilensteine. Ein paar Programme habe ich auch noch in Deutschland gespielt. Mit «Abendfrieden Spezial» habe ich mich dann vom Hochdeutschen abgewendet, weil ich gemerkt habe, dass ich bei diesen Figuren bleiben muss und bei der Sprache von Leuten, die ich kenne, aus diesem Land, mit seinen ganz speziellen Eigenheiten.

Geistert schon ein neues Programm in Ihrem Kopf herum?

Ja, es gibt Ideen. Aber es ist wie beim Rhein. Der hat seinen Namen auch erst, wenn er im Unterland ist. Vorher besteht er aus vielen kleinen namenlosen Zuflüssen...

Wie gehen Sie vor, wenn Sie ein neues Programm entwickeln? Wie sieht Ihre Arbeitsweise aus?

Zuerst brauche ich den Kern des Programms, das ist so etwas wie ein Fötus, mit Herz und Augen – erste Umrisse und Grundformen. Dann sammle ich Ideen auf Zetteln, mit Kritzeleien, das ist alles sehr lose zusammengeschaubt. Wie eine Wolke, die langsam näher kommt und immer schärfer wird. Und dann kommt natürlich das knochenharte Niederschreiben, Streichen, neu Schreiben und so weiter. Da bin ich dann ziemlich diszipliniert bei der Arbeit, meistens tagsüber.

Gehören Sie zu den Künstlern, die einen Premierentermin brauchen, um ein Stück fertig zu schreiben?

Ja, durchaus. Auch wenn man nach der Premiere noch weiter am Stück arbeiten und es optimieren kann, ist es gut, einmal etwas zu präsentieren, das man dann auch beurteilen kann.

Kabarett ist ja ursprünglich eine politisch motivierte Kunstform, eine Auflehnung gegen die Herrschenden, gegen unbefriedigende Zustände. Bis auf ein paar wenige Ausnahmen macht in der Schweiz seit Jahrzehnten praktisch niemand mehr politisches Kabarett. Auch Sie waren früher sehr viel politischer – warum machen Sie heute kein politisches Kabarett mehr?

Am politischen Kabarett haben mich mehr die Mechanismen als die Figuren interessiert. Ich bin überzeugt, dass wir alle mit jedem Griff, den wir machen, eben auch Politik machen. Ich habe deshalb auch immer mit dem Publikum gearbeitet, eben mit jenen «politischen Menschen», die direkt im Raum sassen. Es hat mich immer gestört, wenn im politischen Kabarett Abwesende vorgeführt wurden. Schliesslich wurde mir dieses Genre zu eng und das Existenzielle, das Grundsätzliche am Leben begann mich zunehmend mehr zu interessieren. Ich brauchte eine Öffnung.

Joachim Rittmeyer: Verlustig - Solokabarett
La Cappella, Bern, 21. Oktober bis 7. November 2009

Info: www.la-cappella.ch

NACHSICHT

Von Janine Reitmann

ENTWEDER MAN LERNT ZU GEWINNEN ODER ZU VERLIEREN.

Die Muskeln spannen sich, der Schweiß läuft unkontrollierbar am Körper herab. Das Gesicht wird zur Grimasse verzerrt, keine Spur, kein Hauch von Menschlichkeit ist erkennbar. Der Schmerz arbeitet sich bis in das Zentrum des Leibes vor, bis zum Zeitpunkt, an dem man zugibt, dass man nicht mehr kann, an dem man zugibt, dass man zu schwach wird, an dem man zugibt, dass man zerreisst.

«Change»: Eine neue, fast schon unmenschliche Körperhaltung wird eingenommen. Ein Wort, von beiden Seiten wiederholt verwendet, wird immer wieder aufs Neue mit innerlicher Enttäuschung, erschöpft und mit einer unglaublichen Befreiung, ausgestossen. «Nur eine kann gewinnen» ist ein Kampf zwischen der finnischen Tänzerin Jenni Arne und der deutschen Schauspielerin Patricia Nocon, auf einer Fläche von gerade mal neun Quadratmetern. Nackte, ehrliche Gedanken werden in den Raum geworfen. Ein aufwühlender, zum Teil humorvoller Dialog über Scheitern und Annehmen entsteht. In diesem Schauspiel wird vergessen, dass es sich um eine Aufführung handelt, so ehrlich und klar ist die Inszenierung. Darüber hinaus fanden wahrhaftig einige Szenen statt, in welchen der flüchtige Lachanfall ganz und gar ungeplant aus den beiden Künstlerinnen herausbrach. Es machte das Geschehen nur noch lebendiger.

Die arteigene Note, die durch den ständigen Sprachwechsel zwischen Englisch und Deutsch erzeugt wird, sollte öfters in der Bühnenkunst verwendet werden. Nicht nur, dass die Geschichte dadurch unmittelbar mitreissender wirkt, sondern wegen der wunderbaren Tatsache, dass ein Gehirn nach einigen Minuten des Zuhörens sanft die Zweisprachigkeit vergisst. Während der Vorstellung verspürt man ein gutes, aufregendes Gefühl, welches sich mit Nachdenklichkeit vermischt und nach dem Ende noch einige Zeit erhalten bleibt. Mit verspielter Ernsthaftigkeit treten die beiden auf die Bühne, ganz nach dem Motto: Lerne den Feind zu lieben. Willensstark, diszipliniert und raffiniert.



BÜHNE

Lebenswert – wertlos?

Von Fabienne Naegeli – «Fliegenfängerinnen/Piège à mouches» – Ein deutsch-französisches Stück über das menschliche Leben und seinen Preis der Cie. Frakt'

Was, sie sind schon 80 Jahre alt?! Dann liegen sie der Gesellschaft aber auch schon ein Weilchen auf der Tasche, meine Liebe. Haben sie sich nicht schon mal überlegt, diesem lästigen Zustand Abhilfe zu schaffen? // Wie schön, ihre Tochter erwartet ein Kind! Ja, aber ihre Ärztin hat festgestellt, dass es wahrscheinlich behindert sein wird. Das tut mir schrecklich leid – warum treibt sie es dann eigentlich nicht ab? // Und sie arbeiten nach ihrer Krankheit endlich wieder? Nicht, sie sind jetzt IV-Bezügerin?! So nützen sie uns ja rein gar nichts mehr – ausser dass sie die Verschuldung vergrössern und uns unsere hart erarbeitete Suppe aus dem Teller fressen.

In einem ärmlichen Landstrich Ostungarns, im kleinen Dorf Nagyrév, entdeckte nach dem Ersten Weltkrieg eine Hebamme, wie man aus Fliegenpapier Arsen gewinnen konnte. Es war die Zeit, als die Männer des Dorfes aus dem Krieg heimkehrten, kriegstraumatisiert und körperlich gezeichnet. Ihre Kriegsverletzungen verunmöglichten ihnen die harte Arbeit auf dem Feld. Die Frauen, die bereits an der Grenze der Verelendung wirtschafteten, hatten nun noch einen zusätzlichen Esser im Haus, zu dem sie auch keine emotionale Bindung mehr verspürten. Die Hebamme, die in alle Familien Einblick hatte, bot den Frauen das Arsen als Lösung für ihre Probleme an. Mit Hilfe dieses Giftes ermordeten die Frauen in der Folge ihre Ehemänner, die behinderten und unerwünschten Kinder und die «nutzlosen» Alten. Sie mischten ihnen das Mittel in kleinen Portionen täglich ins Essen und beseitigten so während

etwa 20 Jahren einen Drittel der Dorfbevölkerung, ungefähr 150 Menschen, ohne dass jemand eine Vergiftung vermutete. Ende der 20er-Jahre flog die Mordserie durch den kriminalistischen Spürsinn eines Polizeibeamten auf, der auf groben Verdacht hin zwei Frauen verhaftete, sich im Schrank ihrer Zelle versteckte und die sonst so schweigsamen Frauen bei ihren gegenseitigen Vorhaltungen über die begangenen Taten belauschte.

Die Geschichte der Nagyréver Frauen nimmt die Cie. Frakt' zum Anlass, sich über den Wert des Menschen in unserer heutigen Gesellschaft Gedanken zu machen. In welchen Formen ist die Lebenseinstellung dieser von den Umständen getriebenen Frauen heute in der Wirtschaft noch präsent? Wohin führt ein solches Nützlichkeitspostulat in unserer Fortschrittsgesellschaft? Wie lange dauert es, bis aufgrund der Pränataldiagnostik nur noch gesunde Kinder auf die Welt kommen dürfen und nicht mehr jedes Leben lebenswert ist? Wann werden wir uns rechtfertigen müssen, wenn wir im Alter und bei schwerer Krankheit anstatt Sterbehilfe lebensverlängernde Massnahmen in Anspruch nehmen? Ist der Wert eines Menschen wie eine mathematische Formel berechenbar? Wo übt unsere Gesellschaft solchen Druck aus, dass wir unser eigenes Leben werten und andere bewerten? Sollte der Wert eines Menschen nicht absolut und unantastbar sein? Bleibt die menschliche Würde auch in Krisenzeiten eine ethische Grundvoraussetzung?

All diese Fragen sucht die Cie. Frakt' in ihrem neuen Projekt «Fliegenfängerinnen/Piège

à mouches» auszuloten. Diese Arbeit führte die Mitglieder der Cie. Frakt' auf eine zweiwöchige Recherche in die Region des Giftmischerinnen-Dorfes Nagyrév. Sie konnten dort Bild- und Tonmaterial sammeln, mit Vertretern der Dorfgemeinschaft sprechen und den ungarischen Musiker Zoltán Csernák für ihr Projekt gewinnen.

Die Cie. Frakt' wurde im Herbst 2005 in Biel gegründet. Wichtig sind dem Theaterkollektiv der Umgang mit schweizerischen Besonderheiten, insbesondere der Mehrsprachigkeit, und die Verknüpfung historischer Vorfälle mit aktuellen Ereignissen und Phänomenen. Mit ihrer ersten Produktion «Zum Mond!/Vers la Lune!», in welcher sie sich mit der Faszination auseinandersetzten, die der Mond auf die Menschen ausübt, gewann die Cie. Frakt' den 3. Preis beim PREMIO – Förderpreis für junges Theater. In ihrem nun zweiten gemeinsamen Projekt «Fliegenfängerinnen/Piège à mouches» begibt sich die Cie. Frakt' kriminalistisch auf die Suche nach dem Wert des menschlichen Lebens.

2. und 3. Oktober, 20:00h; 4. Okt., 18:00h; 8. bis 10. Okt., 20:00h; Rennweg 26, Biel.
14. bis 17. Oktober, 20:30h; Tojo, Bern.
www.frakt.ch; Facebook-Rabatt (Bestätigung erforderlich).

Regie und Schauspiel: Alice Müller, Céline Wenger, Pascale Güdel. Musik: Zoltán Csernák. Licht: Jérôme Bueche. Technik: Aurélie Cuttat. Administration: Gergely Kispál.

BÜHNENKRITIK

Zweimal Tom Waits «Woyzeck»: Bern und Luzern

Von Gabriela Wild Bild: «Woyzeck» vom Theater Luzern / Tanja Dorendorf

Das Publikum sass vor einer fünf Meter hohen Sperrholzwand, die beim Intro von «Misery's the river of the world» herunterklappte und Einblick in die Spielzeugkiste bot. Darin reichten sich die Spielfiguren marschierend auf und sangen das erste Tom-Waits-Stück ergreifend schaurig. Die Schweizer Premiere von Tom Waits «Woyzeck» in den Vidmarhallen Bern packte die Zuschauer vom ersten Augenblick an und liess sie unerbittlich bis zum letzten Schlussbild nicht mehr los. Da marschierten die Spielfiguren wieder und sangen «Misery's the river of the world», an Woyzecks Stelle allerdings sein sechsjähriger Sohn – der teuflische Kreislauf dreht und dreht sich immer weiter. Auch die Luzerner Aufführung, eine Woche später im Stadttheater Luzern, versprach mit der ersten Szene eine interessante Umsetzung des Stücks zu werden, dessen Aufführungsrechte für den allgemeinen Markt Tom Waits erst kürzlich freigab. «Misery's the river of the world» wurde von dem Ausrufer (Daniela Britt) als Figur des Jokers brillant interpretiert. Die Spannung liess aber sehr schnell nach, spätestens mit dem Auftritt des kraftlos und scheu wirkenden Woyzeck, gespielt von Hans-Caspar Gattiker, der sich während der ganzen Aufführung nicht im Klaren darüber schien, wie er Woyzeck spielen sollte. So verfällt Woyzeck mal in läppisches Lachen, das auf eine geistig verwirrte Person hinweist, versucht es mit zornigen Fausthieben in seinem Eifersuchtsanfall, die ihn bald wieder ermatten. Schliesslich bringt er Marie auch ohne grossen Kraftaufwand um, drückt ihr die Hand auf den roten Mund, sie zuckt nicht, kreischt nicht, fällt leblos in seinen Schoss. Woyzeck will sich noch das Blut von den Kleidern waschen (welches Blut?) und fällt klang- und sanglos irgendwo in ein Gewässer. Einzig, was jetzt das Stück noch retten könnte, wäre der Joker, der zum Abschluss noch einmal sein dreckiges «Misery's the river of the world» singen würde. Stattdessen schlei-

chen die Schauspieler, schattenhafte Gestalten, müde zum letzten Song auf die Bühne. Die Berner Aufführung entlässt seine Zuschauer mit aufgestellten Nackenhaaren – die bedrückende Aktualität des beinahe zweihundertjährigen Stückerbesuch bleibt ein flaues Gefühl zurück – was will uns diese Inszenierung eigentlich vermitteln? Um ein bisschen zu verstehen, warum die Berner Version funktioniert und was in Luzern fehlt, braucht man nur einen Blick in die Programmhefte zu werfen. Der Regisseur Matthias Kaschig hat eine klare Vorstellung von seinem Woyzeck. Woyzeck ist nicht einfach der Idiot, der sich von allen zum Narren machen lässt. Als Vertreter des Prekariats fehlen ihm die intellektuellen Mittel, das gesellschaftliche System zu durchdringen, er hat nur eine Ahnung von einem «Aussen», das freimaurerische Denken verängstigt ihn. «Dass man ein System erfüllen will, weil man kein anderes denken kann, und dann wie in einem Hamsterrad dem hinterher läuft und darüber längst seine Autonomie verloren hat, das ist modern. Und dass man an einer überkommenen Struktur festhält, weil der Gedanke an etwas anderes einen schon zerstören würde, auch», sagt Kaschig. Woyzeck (Diego Valsecchi) ist ein ständig Getriebener, noch wenn er stramm vor seinem Hauptmann steht, glaubt man, er renne schon weiter. Und rennt er tatsächlich, bleibt er an Ort und Stelle, im Hamsterrad gefangen. Im Luzerner Programmheft gibt es viele Zitate, die auf die reiche Rezeptionsgeschichte von Büchners fragmentarischem «Woyzeck» hinweisen. Zudem wird die Entstehung von Tom Waits «Woyzeck» kurz umrissen, was durchaus aufschlussreich ist, aber was ist mit dem «Woyzeck» des Regisseurs Andreas Herrmann? Dazu schweigt das Heftchen bezeichnenderweise. Zweifelsohne ist die Musik ein tragendes Element und wird beiden Schauspielhäusern Erfolg einbringen, denn wer, zwischen 30 und 50, kennt nicht Tom

Waits? Den meisten wird auch «Blood Money» bekannt sein, das im Jahre 2002 veröffentlichte Album mit den für das Schauspielmusical komponierten Songs. Unter der musikalischen Leitung von Michael Frei versuchen die Schauspieler in Bern erst gar nicht, Tom Waits zu imitieren. Die Stimme des Sängers und seine expressiven Bewegungen sind sowieso nicht nachzuahmen. Dafür ziehen die Musiker ein breites Stilregister und spielen die Stücke mal dreckig rockig, dann schräg jazzig, mal im feinen Blues oder gar im Varietéstil einer Marlene Dietrich. So bringen sie die Vielschichtigkeit der Musik von Tom Waits zum Ausdruck. Dagegen klingen in Luzern die meisten Stücke etwas gleich, nämlich nach einer schepernden Zirkusblaskapelle. Nach der Pause gipfelt der Song «It's just the way we are» von Andres (Jörg Dathe) im totalen Klamauk. Die Musiker steigen aus dem Musikgraben, schunkeln eine Runde mit, ehe sie der Bierpackung von Andres hinter die Bühne folgen. Gelungen ist in beiden Inszenierungen das Bühnenbild. Michael Böhler (Bern) beschränkt sich auf eine simple Kiste, in der alle Schauspieler immer anwesend sind. Max Wehberg (Luzern) hat einen drehbaren Turm aus übereinandergestapelten Containern entworfen, auf dem die Schauspieler herumklettern. Die vielseitigen Beleuchtungsmöglichkeiten des Turmes von Innen wie von Aussen erzeugen fantastische Bilder.

«Woyzeck», nach dem Stück von Georg Büchner, Songs und Liedtexte von Tom Waits und Kathleen Brennan, Konzept von Robert Wilson. Weitere Vorstellungen in den Vidmarhallen in Bern: 10., 11., 17., 23., 31. Oktober; 1., 7., 13., 14., November; 29. und 31. Dezember; 11. Mai 2010; 4. Juni 2010.

Im Luzerner Theater: 1., 3., 4., 8., 11., 18., 24., 31. Oktober; 13., 18. November; 13. und 22. Dezember; 3. Januar 2010.



SZENEN-MUSIKLABEL 1

«Der Kampf um die Finanzen ist auf Dauer zu anstrengend»

Interview: Luca D'Alessandro Bild: Michael Reinboth / Foto: A. Sandweger

Als «Germany's first address for triphop and jazzy grooves» bezeichnete einst das italienische «Acid Jazz Magazine» die Münchner Plattenfirma Compost Records. Zu Recht: Seit der Gründung im Jahr 1994 setzt das Independent-Label Massstäbe im Bereich der elektronischen und jazzigen Musik.

Compost Records lebt, wie so manches Label seiner Art, mit bescheidenen Mitteln und Möglichkeiten. Immerhin weiss es diese zu nutzen: Mit Exponenten wie Jazzanova, Trüby Trio und Minus 8 führt es ein Repertoire, auf das andere Labels neidisch sein können. Stolz wird dieses am 10. Oktober, anlässlich des fünfzehnten Geburtstags, mit einer riesigen Fete in der Muffathalle in München präsentiert. Auf der Bühne stehen die Crème de la Crème aus den eigenen Reihen und namhafte Gäste, mitunter der britische Star-DJ Gilles Peterson, ein langjähriger Freund des Labels.

ensuite - kulturmagazin hat sich mit Labelmanager Michael Reinboth auf Zeitreise gegeben und mit ihm auf eine ereignisreiche, wenn auch finanziell bittere Vergangenheit zurückgeblickt.

ensuite - kulturmagazin: Michael Reinboth, seit fünfzehn Jahren behauptest du dich mit deinem Label Compost Records im Musikbusi-

ness. Bist du nicht müde?

Michael Reinboth: Nein, obwohl ich zu fast neunzig Prozent mit administrativen Tätigkeiten eingedeckt bin: Ich erledige die Buchhaltung, bereite die Verträge mit den Musikern vor und stelle die Rechnungen. Ich stärke mich in den wenigen Momenten, in denen ich kreativ sein darf. In diesen merke ich, dass ich meinen Job liebe. Trotzdem: Weitere fünfzehn Jahre schaffe ich vermutlich nicht mehr. Der Kampf um die Finanzen ist auf Dauer zu anstrengend.

Ist es um Compost so schlecht bestellt?

Tagein tagaus kämpfe ich mit meinem Team ums Überleben. Mit den bescheidenen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, müssen wir die Promotionsaktivitäten auf ein Minimum beschränken. Ein Teufelskreis, denn ohne Werbung lassen sich keine CDs verkaufen. Vor fünf Jahren war das Problem nicht so gegenwärtig wie heute, erst in den letzten drei Jahren hat sich die Situation zugespitzt.

Inwiefern?

Wir haben zwei Vertriebspleiten überlebt.

Ging es dabei um eigene Vertriebe?

Nein, es waren Firmen, die unsere Ware auf den Markt bringen sollten, uns aber plötzlich nicht mehr bezahlen konnten. Ihnen blieb nur der Konkurs als Ausweg, und diesen bekamen wir zu spüren. Was die Wahl eines Vertriebspartners angeht, sind wir heute vorsichtiger. Auch planen wir nicht auf mehrere Jahre hinaus, sondern entscheiden uns kurzfristig für

ein Projekt. Schliesslich wissen wir auch nicht, ob wir in ein paar Jahren auf dem Markt noch präsent sein werden. Fünfzehn Jahre haben wir zwar geschafft, trotzdem: Das Finanzielle drückt.

Ist das bei kleinen Labels nicht grundsätzlich der Fall?

Ich gehe davon aus, dass andere Kleinlabels genauso auf die Kosten achten müssen wie wir es tun. Major Labels haben es da anders, na ja, ich will nicht sagen besser, denn auch sie sind einem Druck ausgesetzt. Allerdings betreiben sie eine ganz andere Investmentpolitik und können von Zeit zu Zeit einen Big Seller, sprich einen Musiker mit internationalem Renommee, anheuern. Dieser bringt dem Label ziemlich viel Geld ein, mit der Folge, dass andere Künstler nicht mehr zwingend rentabel arbeiten müssen. In unserem Fall ist es wichtig, dass jeder Musiker sich halbwegs im Rahmen der Verkaufszahlen rechnet.

Compost Records ist bekannt für Stile wie Elektro, R&B und Jazz. Bei der aktuellen Pop-Songwriting-Produktion mit der schwedischen Sängerin Siri Sveglar scheint das Label von dieser Schiene abgedriftet zu sein. Verkauft sich Pop besser?

Was die Stile betrifft, waren wir schon immer ein offenes Label. Blickt man zurück auf die Gründerjahre, hatten wir nebst Future Jazz und House auch Gitarrenbands im Repertoire. So gesehen sind wir mit Siri Sveglar keineswegs

vom Weg abgekommen, wir haben uns lediglich auf unser Leitbild besonnen: die Offenheit. In den letzten vier Jahren haben wir unsere Bandbreite stilistisch ausgebaut.

Mit welchem Ziel?

Wir wollten mit dem Zeitgeist gehen, vielfältig und versiert bleiben, dem Ruf eines Full Spectrum Label gerecht werden; so wie es zum Beispiel in den Siebzigerjahren das Label Island Records war, welches mit dem Reggae von Bob Marley, dem Rock von Robert Palmer und dem Disco von Grace Jones reissenden Absatz fand. Dieser Full-Spectrum-Grundsatz dient uns als Vorbild. Wir nehmen neue Musiker auf und gehen mit ihnen, ganz nach dem Motto: «Wir haben uns für euch entschieden, nun stehen wir hinter euch, auch wenn ihr eine völlig neue Richtung ausprobieren wollt.»

Ihr lasst euren Künstlern die Freiheit.

Und das ist es, was uns wahrscheinlich auszeichnet. Doch auch wir erwarten von den Musikern einen gewissen Freigeist. Wir achten auf Professionalität und Flexibilität. Erst wenn all dies gegeben ist, kommt es zum Vertrag. Ich nehme als Beispiel unsere Hausmusiker, die Trüby-Trio-Jungs: Roland Appel arbeitet bei diversen Projekten mit, sowohl intern als auch extern. Er ist versiert, vielseitig und vermag von R&B bis Techno alles abzudecken. Die langjährige Erfahrung hilft ihm dabei. Sie gibt ihm die Sicherheit, sich selbst nicht zu verbiegen.

Ist diese Freiheit das Rezept, mit dem ihr die Musiker bei der Stange halten könnt? Schliesslich kommt es nicht selten vor, dass ein Künstler bei einem Kleinlabel anfängt, später aber auf ein grosses Label springt.

Wir haben einen grossen Hausstamm an Produzenten, die immer wieder Projekte bei uns machen. Ihnen ist es aber auch erlaubt, unter einem anderen Namen zu veröffentlichen. So gesehen geben wir den Musikern die Freiheit, das zu tun, wonach ihnen beliebt. Vermutlich ist das der Grund, weshalb sich die Musiker bei uns für längere Zeit verpflichten.

Bei anderen Kleinlabels wird es vermutlich ähnlich zu und her gehen.

Ja und nein. Wenn ich den Vergleich machen darf mit !K7: Das Label zählt wie wir zu den Independent-Labels, baut aber kaum eine Identität mit den Künstlern auf. Es nimmt jeweils gleich mehrere Musiker und Projekte unter Vertrag, produziert und lässt sie schliesslich ihre eigenen Wege gehen. Wir hingegen versuchen mit den Künstlern etwas aufzubauen und sie zu begleiten.

Aus Schweizer Sicht sind die Compost-Produktionen mit Schweizer Künstlern besonders interessant: Erwähnt seien jene mit Minus 8 oder mit dem Jazz-Elektro-Kollektiv aus Zürich, Drumpoet.

Ja, und anfänglich arbeiteten wir eng mit dem Berner DJ und Produzenten Ferenz zusammen, gemeinsam planten wir Events in München und in der Schweiz. Seine visionären Gedanken ha-

ben mich stets fasziniert. Heute ist die Schweiz in unserem Sortiment mit Minus 8, Zwicker und den Drumpoet vertreten, deren Gründer, Alex Dallas, der Besitzer des Zürcher Elektro jazz-Labels Straight Ahead ist. Alex verfolgt eine ähnliche Philosophie wie Compost, entsprechend ergiebig ist die Zusammenarbeit mit ihm. Er hat uns beauftragt, die Labelarbeit für ihn zu übernehmen. Diese umfasst im Wesentlichen die Produktion der CDs, das Marketing, die Lizenzierung und den Vertrieb. Wir haben eine gute Beziehung zu Schweizer Künstlern.

Woher kommt das?

Was die Produktionstechnik angeht, sind die Deutschen und Schweizer weit fortgeschritten. Das Knowhow ist vorhanden und das wirkt sich positiv auf die Elektrifizierung des Jazz aus: Das Programmieren geschieht akkurat, wie ein Schweizer Uhrwerk oder ein deutsches Auto. Nicht von ungefähr ist Kraftwerk als solche deutsche Präzisionsarbeit im Bereich der elektronischen Musik apostrophiert worden. Die Schweiz und Deutschland haben diesbezüglich eine ähnliche Mentalität. Gerade wenn es um «musikalische Musik» geht, also um Jazz oder Soul im elektronischen Kontext, verstehen Deutsche und Schweizer das Handwerk am besten. Selbst innerhalb von Deutschland gibt es Disparität: Ich wage zu behaupten, dass in München eine höhere Affinität zum computerdesignierten Jazz besteht als in Berlin, wo alles ein bisschen rauer oder salopper daherkommt.

Verfügen Schweizerinnen und Schweizer über feinere Rezeptoren für gute Musik?

Ja. Es gibt in der Schweiz nicht so viele «crunchy» oder «dirty» Ich-mach-mal-drauflos-Bands». Die Produktionen sind meist professionell und sauber erarbeitet.

Compost Records ist bekannt für Samplerreihen wie «Glücklich I bis V» oder «Future Sounds of Jazz vol. 1 bis 11». Beide Reihen haben sich gut verkauft, einzelne CDs sind sogar vergriffen. Erstaunlich eigentlich, da Compilations in der Regel austauschbar sind.

Unsere Compilations haben eine starke musikalische Identität. Sie besitzen eine Geradlinigkeit, ohne dabei uniform zu wirken. Mit der Reihe «Future Sounds of Jazz» haben wir in den vergangenen Jahren in den Clubs eine neue Welle entfacht. Das Echo der Kritiken war gut, sowohl intellektuelle Musikzeitschriften als auch kommerzielle Magazine haben unsere Arbeit sehr geschätzt. Aufsehen erregt hat kürzlich auch die Samplerreihe «Elaste» mit ihrer Anlehnung an die Sounds der 1980er-Jahre.

Entstanden ist sie vermutlich in Zusammenhang mit der gleichnamigen Zeitschrift, welche du in den Achtzigern gegründet hast. Was ist daraus geworden?

«Elaste» war 1985 eine grossformatige New-Wave-Kulturzeitung, ein aufwendig gemachtes «Fanzine» für junge Leute, die mit Kunst, Mode, Literatur, Mode und natürlich mit Musik in Verbindung standen. Man stelle sich vor:

Wir waren die erste Zeitschrift, die ein Pedro Almodovar-Interview abgedruckt hatte. Wir waren unbedarft, haben sie ohne viel zu denken gemacht und uns kreativ ins Zeug gelegt, kaufmännisch waren wir jedoch nicht versiert. Deshalb musste die Zeitung eingestellt werden. Wir haben zu teuer und zu aufwendig produziert und hatten am Ende kein Geld mehr übrig, um die Druckrechnungen zu bezahlen.

Hat dich dieser Misserfolg von damals in Bezug auf die Führung von Compost sensibler gemacht?

Zwischen «Elaste» und Compost sind ein paar Jahre vergangen, und ich habe einiges gelernt. Das Konzept von «Elaste» war gut, lediglich das Kaufmännische hatten wir ein wenig vernachlässigt. Ein Fehler, der sich mit Compost nicht wiederholt hat, obwohl wir tagtäglich um die Geldmittel kämpfen müssen.

Und das mit unermüdlichem Einsatz. Nun gilt es zu feiern.

Ja, am 10. Oktober. Wir erwarten ein gut besuchtes Fest, die Münchner Muffathalle wird vermutlich brodeln. Nebst hauseigenen Musikern und DJs wie Roland Appel, Christian Prommer, Jazzanova oder Marbert Rocel habe ich unsere alten Freunde und jahrelangen Wegbegleiter Kruder & Dorfmeister eingeladen. Zwar produzieren sie nicht mehr bei uns, haben aber in den vergangenen Jahren viel für das Label geleistet.

Info: www.compost-rec.com

«COMPOST HAT EINE NEUE WELLE ENTFACHT»

Der Berner DJ und Produzent Ferenz stand gegen Ende der Neunzigerjahre in engem Kontakt mit Compost Records. Der Austausch mit Labelmanager Michael Reinboth und dessen Musikerentourage hat ihn in seinen Ideen bestärkt und dazu beigetragen, dass Ferenz heute zu den bekanntesten Schweizer DJs zählt.

«Ich erinnere mich an die Zeiten, in denen das junge Label Compost Records mit den ersten Veröffentlichungen den Markt berieselte: Eine Trouville nach der anderen kam dabei heraus. Mich als DJ haben diese Produktionen fasziniert und zu neuen Ideen inspiriert. Compost zeugt von Innovation und Ideenreichtum, das Label ist ein musikalischer Vorreiter in Sachen Elektronik. Es hat Musikergrößen wie Jazzanova und Trüby Trio hervorgebracht und mit ihnen eine neue Welle losgerissen. Die Zeiten für Independent-Labels sind heute alles andere als einfach, umso mehr würde es mich freuen, wenn sich Compost noch lange halten kann. Musikalisch ist dies durchaus denkbar, deshalb wünsche ich Michael Reinboth und seiner Crew für die nächsten fünfzehn Jahre alles Gute.» (ld)



Und kaum sieht Mann sich um, hat er ein Label an der Backe. So ungefähr ist es Mich Meienberg und Matu Hügli ergangen, die heuer das 10-jährige Bestehen ihres Labels Everestrecords feiern.

Es klingt mehr nach Zufall als nach Planung, wenn die beiden zurückschauen und darüber sinnieren, wie sie eigentlich da gelandet sind, wo sie heute stehen. Angefangen hat alles mit einem Vierspur-Aufnahmegerät und der Scheibe «Holy Mud», die Meienberg damit entwickelte. Die entstandene Musik gefiel ihm, er fand, dass andere das auch hören sollten und gründete der Einfachheit halber gleich selbst ein Label. Matu Hügli zog mit seiner Veröffentlichung Elevatormusic nach und schon kamen die ersten Anfragen von Musikern aus dem Bekanntenkreis, die Ähnliches im Sinn hatten. Eines der Highlights in der Labelgeschichte ist dann auch ein frühes, nämlich der Moment, in dem Herpes ö DeLuxe sich dafür interessierten, ihr Material bei ihnen herauszubringen, und im Zuge dessen die ersten Plattenbesprechungen geschahen. Darunter stand der Name des Labels: Everestrecords. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde also den beiden klar, dass sie sich über die ihnen bis dahin unbekannte Materie des Labelwesens etwas schlau machen sollten und in den folgenden zehn Jahren haben sie das offenbar erfolgreich getan: Von null zu einem mittlerweile beachtlichen Katalog, von sehr experimenteller, düsterer Musik zu fröhlicher Pop-Electronica, von einem lokalen Netzwerk zu internationalen Kontakten - sie expandieren in alle möglichen Richtungen, aber auf eine gemütliche, bernerische Art. Die Zeit verging im Flug, sagen sie, es hat sich vieles ergeben, wir wachsen ständig, aber langsam - und bei all diesen Aussagen unterschlagen sie den immensen Zeit- und Energieaufwand, der in diesem Projekt steckt. Rund zwei Arbeitsta-

ge pro Woche schätzen sie ihren Aufwand ein, unbezahlt, versteht sich. Lohn ist die Euphorie, wenn wieder ein Projekt gelungen ist, wenn die Künstler zufrieden sind und weiter bei ihnen veröffentlichen wollen, wenn Musik entdeckt wird, die ohne Matu und Mich wohl nicht für alle hörbar ins Schwingen käme. Sagen wir es so: Es ist pure Leidenschaft.

Und diese bricht dann auch durch, wenn wir auf die Musik im Allgemeinen zu sprechen kommen. Musik bedeutet für beide enorm viel, wenn auch auf ganz unterschiedliche Art und Weise. Matu kommt ohne Musik nach ein paar Tagen auf Entzug und braucht dann eine gute Dosis ab Vinyl oder CD. Er begeistert sich im gemeinsamen Musikprojekt, das sinnigerweise Everest heisst, für Feldaufnahmen, er ist ein Geräuschjäger und fügt daraus seine Klangbilder zusammen. Die grösste Genugtuung ist es für ihn, wenn er Musik unter die Leute bringt, also ihren kommunikativen oder sogar sozialen Wert vertritt. Mich im Gegenzug lässt sich gerne berieseln, ein kommerzieller Radiosender tut es durchaus. Dafür gehört dem Komponieren und Schaffen seiner eigenen Musik viel Raum. Er begeistert sich für das Innovative und Fortschrittliche in der Musik, dass es immer Neues gibt, neue Techniken, neue Verbindungen von Genres, die er in seine Arbeit einfließen lässt.

Sie betonen beide, dass ihr Musikgeschmack keinesfalls deckungsgleich sei, vielmehr ist die Musik, die auf Everestrecords erscheint, die Schnittmenge davon. Eine verblüffende Übereinstimmung äussern die beiden aber doch, und zwar ist es das Auswahlkriterium für das, was bei ihrem Label erscheint: Es soll grooven! Ein recht abenteuerlicher Begriff, wenn man sich ihren Katalog anhört - sie sagen aber auch, dass es nichts mit der Taktart oder dem Musikstil zu tun hat, sondern zeigen irgendwo auf die Bauchregion und meinen: «Es muss halt so hier.» Daraus resultiert also die musikalische Bandbreite ihres Labels. Eine Mischung aus einzelnen Stücken, die auf Everestrecords erschienen sind,

könnte mitunter etwas verwirrend sein: Wenn zum Beispiel nach einem klassisch anmutenden Piano-Solo ein zappendusteres Noise-Monster losrumpelt, dann in ein hüpfig fröhliches Pop-Nümmerchen mündet, um gleich darauf modern los zu jazzen und schliesslich in einem abstrakten Hip-Hop-Beat zu enden.

Was die beiden in zehn Jahren auf die Beine gestellt haben, kann sich sehen lassen und zu recht sind sie etwas stolz darauf. Es ist ja auch noch viel mehr, was im Zuge ihrer Freundschaft und dem gemeinsamen Brennen für Musik entstanden ist. Lange Zeit waren sie als Organisatoren im Dachstock tätig und bewiesen ihr goldenes Händchen mehrfach; beispielsweise Jamie Lidell zu buchen, was damals zwar ein Verlustgeschäft, aber im Hinblick auf seinen heutigen Status schlicht prophetisch war. Pioniergeist zeigten sie auch bei der Gründung und Organisation der Contemporary Culture Convention, einer Veranstaltung rund um neue Medien, wo sich Schaffende und Konsumenten begegnen und austauschen. Sie stellen jedes Jahr eine kleine Tournee durch die Schweiz auf die Beine mit Künstlern, die bei ihrem Label veröffentlicht haben. Und vor ein paar Monaten sind sie mit anderen Kunstschaaffenden zusammen in ein Grossraumbüro eingezogen, welches eigenhändig umgebaut wurde, inklusive zweier Tonstudios.

In aller Stille werkeln die Beiden unaufhörlich daran, dass Musik ihren Weg dahin findet, wo sie beglückt, erstaunt, berauscht, verwirrt, befremdet, erfrischt, entspannt, antreibt - das Leben rund macht - also zu uns.

Veranstaltung:

Fest am 8. und 9. Oktober im Dachstock Bern, mit Herpes ö DeLuxe, Alphonse, Balduin, Strotter, Inst, Benfay, Monpetitponey, Copy & Paste und Feldermelder.

Info: www.everestrecords.ch

KLASSISCHE MUSIK

Mord oder Tod durch verseuchtes Kotelette?

Von Mariel Kreis - Wolfgang Amadeus Mozarts Wirken in den Freimaurer-Logen

«Gewiss, man hat mir Gift gegeben!», soll Wolfgang kurz vor seinem Tod im Jahre 1791 gesagt haben. Nur wenige Wochen zuvor erlebte die Freimaurer Oper «Die Zauberflöte» ihre Uraufführung. Mozart komponierte das Werk für das Theater seines Logenbruders Emanuel Schikaneder. Fast 150 Jahre später behauptete Mathilde Ludendorff in ihrem Werk «Der ungesühnte Frevel an Luther, Lessing, Mozart und Schiller», Amadé sei von seinen Freimaurer Brüdern ermordet worden.

Doch warum die Freimaurer? Mozart gehörte doch zu ihnen! Eben, sagen die einen Verschwörungstheoretiker, er kannte die Rituale der Freimaurer und verriet sie in seiner «Zauberflöte» - das verlangte nach einem Fememord. Nein, sein Wunsch, eine Loge zu gründen, die auch Frauen aufnimmt, sei ihm zum tödlichen Verhängnis geworden, meinen andere. Beiden Gruppen erscheinen ihre Theorien so logisch, dass sie es nicht für notwendig erachten, sie ausführlich mit Fakten zu untermauern. Ein Blick zurück in die Jahre der Blütezeit dieses Geheimbunds und Mozarts Zugehörigkeit zu diesem umstrittenen Kreis:

Werdegang der Freimaurerei Die Freimaurerei schaut auf eine lange Tradition zurück. Die ersten Schriften, in denen von dem Geheimbund die Rede ist, entstammen dem Jahre 1376. Zu Mozarts Lebzeiten gelangte die Freimaurerei zu ihrer Blüte. Doch immer wieder musste der Orden Einbrüche in seiner Entwicklung markieren. Freimaurerlogen waren oft Träger aufklärerischer Ideen und der Ideale Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; worin die Kirche «die Reinheit der katholischen Religion» in Gefahr sah. Durch einen vatikanischen Bannfluch begann die Verfolgung der Maurer-Brüder. Kaiser Joseph II reorganisierte das Freimaurertum und ab 1786 gab es in Wien nur noch die beiden Sammellogen «Zur Wahrheit» und «Zur neugekrönten Hoffnung», zu deren Mitglied sich auch

Wolfgang Amadeus Mozart zählen durfte.

Mozart als Freimaurer Man weiss, dass Mozart schon vor seiner Aufnahme enge Beziehungen zum Freimaurertum pflegte und ihre Ideen zu Kunst und Gesellschaft teilte. So wurde er am 14. Dezember 1784 selbst nach einer Abstimmung der Mitglieder und dem strikt festgelegten Ritual aufgenommen, welches bis heute das bestgehütete Geheimnis der Freimaurerei ist. Mozart hat seine Aufnahme in die Gemeinschaft der Freimaurer sehr intensiv erlebt, ihre Bedeutung schlug sich nicht nur in seinen eigentlichen maurerischen Kompositionen nieder, sondern in einer ganzen Reihe von Werken. Zwei seiner letzten und bekanntesten werden häufig mit der Freimaurerei in Verbindung gebracht: Sein unvollendetes Requiem und «Die Zauberflöte».

Die magische Drei Eine freimaurerische Komposition enthält verschiedene typische Merkmale: In den Tempeln gab es rituelle Klopfschläge der jeweiligen Grade. Heute kennt man deren Form und Sinn nicht mehr. Fest steht nur, dass die Schläge auf der Zahl Drei beruhen. Der Anapesthrhythmus (kurz-kurz-lang) oder der punktierte Rhythmus, weil die Dauer der punktierten Note den dreifachen Wert des Punktes hat, sind besonders beliebt. Auch Triolen wurden häufig verwendet. Gebundene Noten sind ein Symbol der Brüderlichkeit, Fuge und Kontrapunkt stellen die Bauarbeit am Tempel dar. Und auch die Wahl der Tonart ist meist mit Bedacht gewählt. So verkörpert Es-Dur, als die Maurertonart, erhabene Feierlichkeit. Die drei b-Vorzeichen sind so arrangiert wie die symbolischen Punkte im Freimaurerdreieck. Merkmale, die alle in der Zauberflöte zu finden sind.

150 Todestheorien Die Freimaurerei hat die letzten sieben Jahre von Mozart stark beeinflusst. «Die Zauberflöte» ist dank maurerischen Symbolen und Mythen aus der Musikgeschichte nicht mehr wegzudenken und selbst Laien bekannt. Leider gibt es kaum Schriften, in denen Mozart sich zur Freimaurerei bekennt, fast alles wurde vernichtet. Man weiss, dass Mozart bis zu seinem Tod am Freimaurertum festge-

halten hat und auch während der grossen Krise und dem Niedergang des Geheimbunds sehr engagiert war. Dafür steht die «Zauberflöte».

Über die Todesursache Mozarts wird seit jeher spekuliert; es gibt mehr als 150 Todestheorien. Die Behauptung Mathilde Ludendorffs ist jedenfalls absurd, denn Mozart hätte diese Oper ohne die Zustimmung seiner Logenbrüder nie in der maurerischen Symbolsprache komponiert. Ein amerikanischer Forscher glaubte im Jahr 2001 des Rätsels Lösung gefunden zu haben: «Tod durch verseuchtes Kotelette.» Nun, weder der Mord durch die Freimaurer noch das Kotelette haben den Tod Mozarts herbeigeführt. Mit Spannung wird die nächste irrwitzige Diagnose erwartet!

Zingg

Ein philosophisches Gespräch:

////////////////////

In hundert Jahren
sind wir alle tot – ist
deshalb nichts von
dem, was wir jetzt
tun, von Bedeutung?

Thomas Nagel 1987

Mittwoch, 28. Oktober 2009, 19:15h, Kramgasse 10, 3011 Bern, im 2. Stock

INTERNATIONALER HIP-HOP AUS BERN

«Es ist mein Projekt, doch nehmt es in eure Hände.»

Interview von Lukas Vogelsang und Janine Reitmann Bild: Lukas Vogelsang

«Hard but hearty, calm but full of verve and emotions» - so wird der in Irland geborene Oliver Doogue, bekannt als Duke (engl. für Herzog), von seinen Mitmenschen beschrieben. Ein sympathischer, bodenständiger, eigentlich ganz und gar nicht typischer «Herzog». Mit seinem ersten und doch schon sehr persönlichen Album «Diary Scraps» macht er erstmals auf sich und seine Fähigkeiten aufmerksam. Seine Musik lebt einfach und allein aus einer unglaublichen Menge an Energie, Emotionen und Ehrlichkeit.

Ensuite - kulturmagazin: Du sprichst Berndeutsch, bist aber eigentlich Ire. Aus welchem Teil von Irland kommst du?

Duke: Kilkenny, das ist im Südwesten. Ich glaube, dort hat es mehr Schafe als Leute (lacht). In Irland selbst war ich noch nicht an so vielen Orten, eher in England, da die meisten meiner

chen. Intensiv mit Musik beschäftige ich mich seit neun Jahren; das heisst, seit dieser Zeit befasse ich mich täglich damit. Komponieren, schreiben, alles Mögliche, hin und her.

Hast du immer genaue Vorstellungen, was die Musik angeht?

Nein, konkret nicht. Was mich selbst immer wieder überrascht, ist, das es stets in das Genre des Funk hineinspielt. Ich kann es mir nicht erklären, es passiert einfach von selbst. Ich nehme an, dass ich die Instrumentalisten, wenn ich das so sagen darf, nun schon sehr gut kenne und sie wissen was ich will.

Duke heisst auf Deutsch übersetzt Herzog. Fühlst du dich denn auch wie einer?

Nein, nicht unbedingt. Ich bin eher bescheiden und möchte auch nicht wie ein Herzog leben. Ich bin kein «Prahlemann», der immer zeigen muss, wie viel er besitzt. Duke ist einfach sprachlich abgeleitet von meinem Nachnamen.

«Diary Scraps», Tagebuchnotizen - hat deine Heimat, Irland, mit dem Album eine neue Bedeutung für dich bekommen?

Eher nein. Es sind schliesslich ja nicht wirklich typisch irische Stücke dabei. Es gibt ein bis zwei Songs, welche von meinen Wurzeln abgeleitet wurden. Doch es ist nicht durch und durch der irische Sound vorhanden. Was ich aber einführen möchte, ist mit Geigen und Dudelsäcken zu arbeiten, was natürlich total an meine Heimat erinnert. Es ist jedoch schwierig, daraus einen Beat zu kreieren, da diese von Natur aus nicht strikt rhythmisch sind. Doch wir werden diese Instrumente bestimmt auf dem zweiten Album vermehrt einzubringen versuchen.

Ist das Album autobiografisch?

Ja, auch. Es kommt viel Familiäres vor, das sind negative wie auch positive Erlebnisse.

Von den Wurzeln, vom Vermissten und von der Familie. Der Song «No more Pain» ist ein gutes Beispiel, der etwas aus der Reihe tanzt, ein Kontrast zum Leben, leider im negativen Sinn. Sehr melancholisch. Er handelt von der Vorstellung, die wir Menschen haben,

wie es nach dem Leben sein wird, im Prinzip die Erlösung, von der die Mehrheit immer spricht.

Was kannst du stilistisch zu deiner ersten Platte sagen?

Zum Teil beinhaltet die Platte schon ein bisschen Rock, doch ich belasse es trotzdem beim Viervierteltakt, das heisst ganz im Hip-Hop-Stil. Wenn ich ehrlich sein soll, das Manko ist, ich kann nicht singen... (lacht) Sonst wäre ich wohl Sänger geworden...

Was ist für dich bei einer Album-Produktion am Wichtigsten?

Da denke ich gleich an den Produktionsablauf, der ist natürlich das A und O. Da kommt auch ein bisschen meine perfektionistische Ader zum Vorschein, dass ich nie zufrieden sein kann oder es enorm viel braucht bis dahin.

Wie lange dauerte die Fertigstellung des Albums?

Sechs Jahre, doch es wäre nicht so gekommen, wenn wir nicht so auf die Schnauze gefallen wären. Eigentlich wollten wir in der Schweiz von einem Hip-Hop-Mischer das Album mischen lassen. Der ist aber, trotz Vertrag, mit dem ganzen Geld nach Deutschland abgehauen. Das hat uns natürlich vollkommen zurückgeworfen. Er kam später wieder zurück, respektive er musste zurückkommen, und hat alles zurückgezahlt, plus Zinsen. Im Endeffekt war alles wieder in Ordnung, einfach mit Verzögerung. Vielleicht musste es so kommen, riesige Prüfsteine waren das. Man sagte mir auch, dass manch anderer einfach aufgegeben hätte.

Wie habt ihr das Album finanziert?

Selber. Natürlich haben wir ebenfalls Sponsoren angefragt, Stiftungen. Doch für die CD-Produktion kommt man mit dem nicht wirklich weit. Ich musste wirklich kämpfen und habe versucht, alles zu machen, was ich kann. Doch schlussendlich bringen Gigs spielen, nebenbei arbeiten und jeden Rappen investieren am Meisten. Es mag für andere blöd klingen, doch

«Ich wollte auf keinen Fall aufgeben.»

für mich war das auf eine Art wie mein Lebenswerk. Es war das, was ich schaffen wollte, egal was passiert. Vielleicht kommt da auch ein bisschen der typisch irische Stierkopf zum Vor-



Verwandten aus Boston kommen.

Wann hast du begonnen, Musik zu machen?

Mit 16 habe ich angefangen zu schreiben. Doch man kann nicht sagen, dass ich schon damals ernsthaft angefangen habe, Musik zu ma-

schein...(lacht) Ich weiss nicht, aber ich wollte auf keinen Fall aufgeben.

Wenn jetzt dein Lebenswerk schon gemacht ist, was hast du für den Rest der Lebenszeit noch für Pläne?

Ich bin schon voll in den Terminen drin und versuche, so gut wie möglich zu promoten; denn ich möchte auf keinen Fall, dass das Album jetzt stehen bleibt. Ich werde es auch nicht sein lassen, weiter Musik zu machen.

Das erste Album war, wie du gesagt hast, dein Lebenswerk. Dann wird das Zweite noch mehr repräsentieren? Ein herzöglicher Gedanke...

(lacht) So war es früher, dass war das Ziel für mich. Ich hätte nicht gedacht, dass es einfach weiterzieht und ich kopfüber in das Nächste stürze. Es ist nicht so, dass es Schlag auf Schlag gehen muss. Dafür ist alles auch noch zu unstrukturiert. Das ist ebenfalls auf das Management bezogen, denn wir haben noch keinen Zeitplan. Wir sind noch frei. Es läuft einfach weiter, ohne dass wir viel geplant oder beabsichtigt hätten.

Du gibst ein positives Bild eines Herzogs ab. Wie gehst du mit dieser Verantwortung um?

Es ist natürlich intern stets ein sehr dünner Faden. Man muss immer aufpassen, dass die anderen nicht das Gefühl haben, dass sie ausgesogen werden. Doch das ist mit bis zu 14 Leuten manchmal enorm schwierig. Es ist schwer, jedem gerecht zu werden. Das Ganze hat ja auch einen sozialen Sinn, denn wir ziehen schliesslich alle am selben Strang. Aber ich glaube, dass wir zusammen gewachsen sind und dies alle so auffassen. Ich hoffe es zumindest. Nicht, dass das Team das Gefühl hat, dass ich einkassiere und nichts teile.

Wenn die Goldkette kommt, wird es problematisch...

Ja klar, aber das wird nie so sein. Ich behaupte zu sagen, dass ich vom Typ Mensch her auch nicht so bin. Da kann passieren oder kommen, was will, ich werde meinen Leuten gegenüber loyal bleiben. Die durchlebten ebenfalls die harte Zeit und haben ebenfalls ihre Freude an der Sache. Das finde ich super.

Du bist ein sehr untypischer sozialer Szenenvertreter und bleibst sehr greifbar für dein Publikum.

Ja, das wollte ich eigentlich auch erreichen. Ich möchte die ganze Bandbreite ansprechen. Ich finde, dass es immer das Ziel ist, Musik zu machen, die berührt, und nicht die Art des Auftritts: «Ich bin der Herzog, mitten im Feld, schaut mich an.» Ich habe es auch der Band gesagt, dass sie Dinge von mir streichen dürfen, wenn sie das Gefühl haben, das es andersrum besser wäre. Ich möchte nicht, dass sie das Gefühl haben, dass ich der Chef sein will. Ich weiss, es ist mein Projekt, doch nehmt es in eure Hände. Auch ihr verfügt darüber.

Info: www.dukemusic.ch

CD-GEHEIMTIPP



SUSAN ENAN - PLAINSONG

Vor ein paar Jahren stolperte ich auf MySpace über die wundersame Stimme von Susan Enan. Wir kamen in Kontakt, und eigentlich hätte die Idee bestanden, ihre CD durch ensuite zu produzieren. Die Produktion aber dauerte an und nach circa drei Jahren hat sie diese nun selbst herausgegeben. Susan Enan hat eine bezaubernde Stimme. Sie stammt ursprünglich aus Cambridgeshire (England) und lebt in New York, Brooklyn. Die CD klingt handgemacht, was verständlich ist, denn das Meiste wurde im Heimstudio aufgenommen. Die Arrangements sind einfach – einiges klingt etwas hölzern und unbeholfen, manchmal klingt's an der Grenze zum Kitsch. Aber genau das ist der Charme, der in dieser Musik verborgen liegt. Es sind nicht superintellektuelle Songtexte oder ausgeklügelte Phrasierungen. Die CD lebt durch die Einfachheit, die Persönlichkeit und durch eine feine Melancholie. «Bring on the wonder», «Monoplain» und «We all belong here» sind kleine Hymnen für die Seele und werden gerne in unser persönliches Repertoire aufgenommen.

Diese CD ist der perfekte Geheimtipp nach einem krisengeschüttelten Jahr, eine Versöhnung mit dem schnellen Leben. Reinhören! (nicht im Handel erhältlich, momentan...) (vl)

Mehr über Susan Enan, auch Musik:
www.susanenan.com

bsoberner symphonieorchester

16 Nationen - eine Sprache

Do, 15.10. | Fr, 16.10.09
19h30 Kultur-Casino Bern

Virtuose Sternstunden
Symphoniekonzert

Andrey Boreyko Dirigent
Benjamin Schmid Violine

von Weber:
Ouvertüre zu «Oberon»
Wieniawski:
Violinkonzert Nr. 2 d-Moll
Bartók: Konzert für Orchester

Do, 29.10. | Fr, 30.10.09
19h30 Kultur-Casino Bern

Grande Dame
Symphoniekonzert

Pietari Inkinen Dirigent
Natalia Gutman Violoncello

Ravel: La valse
Schnittke: Cellokonzert Nr. 1
Natalia Gutman gewidmet
Strawinsky:
Le sacre du printemps

Karten:
Bern Billett, Nägeligasse 1A
T: 031 329 52 52
www.bernbillett.ch

www.bernorchester.ch



Furor und Grazie
Guercino und sein Umkreis
Barockzeichnungen aus den Uffizien
11.9. bis 22.11.2009

**KUNST
MUSEUM
BERN**

HODLERSTRASSE 8 - 12, BERN
DI 10H - 21H, MI-SO 10H - 17H
WWW.KUNSTMUSEUMBERN.CH

CREDIT SUISSE
Partner des Kunstmuseum Bern

Sparen Sie nie bei der Werbung!

Lieber beim Druck.

99.-
500 Exemplare
Karten/Flyer A6

DruckEinfach.ch

Einfach sparen.



The Irish Folk Festival '09
Between now and then Tour

TOMMY O'SULLIVAN
A voice in tune with past & present

NIAMH PARSONS & GRAHAM DUNNE
Keepers of the flame in Irish song

JENNIFER ROLAND BAND
Step it & slide sensation from Cape Breton

DAVID MUNNELLY BAND
Swinging tradition
... and last but not least

FESTIVAL SESSION

Welcome to the most popular festival of Irish music!
www.irishfolkfestival.de

Do, 29. Oktober 2009, 20.00 Uhr
BERN · Theater National

Vorverkauf: www.ticketcorner.com
Weitere Infos: www.taifunmusic.ch



Musikschule
Konservatorium Bern

Tag der offenen Tür

So, 01. November 2009

14 - 17 Uhr

Hast Du Lust, Dein Lieblingsinstrument oder die eigene Stimme auszuprobieren? Dazu gibt es

- * Beratung und Infos
- * Wettbewerb mit tollen Preisen
- * Konzerte und vieles mehr

Musikschule Konservatorium Bern

temporärer Standort
Zentweg 27, 3006 Bern
(Bus No. 10 bis Waldeck)
Tel 031 326 53 53,
www.konsibern.ch

OPER

Berner Musiktheater – quo vadis?

Von Karl Schüpbach - Vorerst einmal...

In der Presse von heute (10. September 2009) wird von Musik-Theater-Bern geschrieben. Gemeint ist damit der Name der neu zu schaffenden Dachorganisation, welche die bisherigen grossen Institutionen, das Stadttheater (STB) und die Stiftung Berner Symphonieorchester (BSO) in eine einzige Trägerschaft vereinen soll. Das Ganze ist vorläufig so unklar und ohne fassbare Konturen, dass es unmöglich ist, zu diesem Beschluss der Regionalen Kulturkommission Bern Stellung zu beziehen. Nur soviel: Hier wurde der Grundstein für eine Entwicklung gelegt, für moderne Strukturen; oder aber der Wegweiser zeigt in Richtung völliges Fiasko.

Zur Sache Der oben gewählte Titel bezieht sich also nicht auf Strukturfragen, sondern er will den Spielplan der Oper im Berner Stadttheater hinterfragen. Es ist bedauerlich, dass diese brennende Frage nicht diskutiert wird, obwohl sie in den allmählich ermüdenden Diskussionen über Reibereien zwischen dem STB und der BSO viel Raum einnehmen müsste! Anders ausgedrückt: Man wird nicht müde, über die Streitereien der beiden Institutionen zu sprechen und zu schreiben, ohne sich aber auf eine Analyse der Ursachen einzulassen. Auch auf die Themen Finanzen und Disposition will ich hier nicht eingehen.

Dafür aber: Der «Rosenkavalier» in Bern – muss das sein? Aus meiner Sicht muss sich das STB einen schweren Vorwurf gefallen lassen: Dem Haus ist es bis heute nicht gelungen, sich in Sachen Spielplan in der Schweizer Opern-Szene zu positionieren. Der Blick nach Zürich und Genf (die Situation in Basel kenne ich zu wenig) deckt sofort auf, dass die beiden Häuser viel grösser sind und daher auch über wesentlich geräumigere Platzverhältnisse für die jeweiligen Orchester verfügen. Dies ist von entscheidender Bedeutung, und es kann in unserem Zusammenhang nicht schwerwiegend genug gewichtet werden. Wenn Sie eine Partitur einer Oper aufschlagen, so werden Sie aus schwer feststellen, dass das Werk eine bestimmte Anzahl von Bläsern, Schlagzeugern usw. verlangt. Obwohl vielleicht zahlenmässig nicht festgelegt, müssen die Streicherregister so besetzt werden, dass das klangliche Gleichgewicht gewährleistet ist. Die Gleichung ist sehr einfach: Je grösser die Bläser-Schlagzeugbesetzung ist (hier kann nicht gemogelt werden, weil es sich ausnahms-

los um solistische Stimmen handelt), desto mehr Streicher müssen eingesetzt werden. Als Beispiel mögen die populären Werke von Strauss und Wagner dienen. Die Bläserbesetzung von «Der Rosenkavalier» von Strauss verlangt, nicht willkürlich, sondern um das klangliche Gleichgewicht zu wahren, mindestens 14 erste Violinen, zusätzlich, proportional dazu, die anderen Streicherregister. Zürich und Genf erfüllen diese Forderung nach adäquatem Platz problemlos. Und Bern? Hier wird der Rosenkavalier mit 10 ersten Geigen gespielt, man nimmt also ein klanglich totales Ungleichgewicht in Kauf. «Das Berner Publikum hat auch ein Anrecht auf Strauss, ein Mitglied des BSO darf auch einmal...». Diese Argumentation ist künstlerisch nicht haltbar und – unbewusst – auch rücksichtslos, wie weiter unten zu lesen sein wird... Mein Vorschlag: Lassen wir doch dieses Möchtegern-Zürich oder -Genf bleiben.

Die Opernliteratur bietet unzählige Kleinode, die in Bern problemlos aufgeführt werden können. Ich darf dies aus der Erfahrung heraus sagen. Ich hatte das Privileg, nach 1964 als Orchestervorstand unzählige Gespräche mit dem damaligen Theater-Direktor, Dr.h.c. Walter Oberer, führen zu dürfen. Obwohl auch er auf zu grosse Besetzungen nicht verzichtet hat, war es doch sein Bestreben, Opern aufzuführen, für die der kleine Orchestergraben in Bern sich wie massgeschneidert anbot. Zwei Werke bleiben mir unvergesslich: «Ascanio in Alba» von Mozart und «Moses» von Rossini. Die beiden damals unbekannten Werke wurden weder in Zürich noch in Genf aufgeführt, und sie haben von Bern aus einen wahren Triumphzug durch Europa angetreten, natürlich mit dem entsprechenden Echo in der Presse. Ein weiteres Beispiel, das zeigt, dass Bern durchaus in der Lage wäre, in der Schweizerischen Opern-Szene einen unbesetzten Nischenplatz einzunehmen: Der Bibliothekar des Opernhauses Zürich hat uns sein Material zur Verfügung gestellt. Auf meine Frage, wie wir uns erkenntlich zeigen könnten, bat er ohne Zögern um Karten für eine moderne Oper in kleiner Besetzung, die bei uns gerade gespielt wurde. Er tat dies mit der Bemerkung, dass ein solches Werk in Zürich nicht zur Aufführung gelangen würde, weil es das erfolgverwöhnte Publikum zu wenig anspreche!

Die SUVA (Schweizerische Unfall-Versicherungsanstalt) müsste eingreifen! Die Situation

ist sehr ernst: Die Kritik am Spielplan des STB erfolgt keineswegs aus einer Abneigung gegen die spätromantische Oper heraus. Im Gegenteil: Wie herrlich ist es, im Opernhaus Zürich einer Aufführung von «Der Rosenkavalier» zu lauschen. Die in sich stimmige Werkbesetzung entführt uns in die schwelgerische Klangwelt von Strauss.

Zurück nach Bern: Zu grosse Formationen mit den entsprechenden Phonstärken gefährden in dem zu kleinen Orchestergraben die Gesundheit der Musikerinnen und Musiker des BSO! Es ist eine einwandfrei erwiesene Tatsache, dass verschiedene Kolleginnen und Kollegen sich mit schweren Gehörproblemen herumplagen. Ich kann mich gut erinnern, dass die engen Raumverhältnisse zusätzlich zu Platzangst und Aggressionen führten. Die Belastung und die entsprechenden Ermüdungserscheinungen werden noch schlimmer, wenn die Aufführung einer ungeeigneten Oper in eine Woche mit gleichzeitiger Probenarbeit für ein Sinfoniekonzert fällt.

Es ist unverständlich, dass es immer wieder Dirigenten gibt, die das Orchester dahingehend kritisieren, dass es mit zu lautem Spiel die Sänger-Stimmen übertöne. Meine sehr häufigen Besuche in der Oper zeigen bei grossen Besetzungen immer wieder das gleiche Klangbild: Das instrumentale Gleichgewicht ist zu Ungunsten der Streicher empfindlich gestört. Im Übrigen müsste es sich nun definitiv herumsprechen: Es ist ein akustisches Phänomen, das 16 Geigen bei Piano-Stellen leiser klingen als 10!

Was gibt es da noch zu sagen? Vor Jahren dirigierte ein bekannter italienischer Dirigent (nein, nicht Nello Santi) die Oper «Nabucco» von Verdi an unserem Stadttheater. In diesem grossartigen Werk ist das Cello-Register während einer Arie solistisch aufgeteilt, nebst den Tutti-Cellisten. Der Dirigent fand in Bern eine Cello-Gruppe vor, die aus Platzgründen nicht in der Lage war, die verlangte Anzahl Cellistinnen und Cellisten aufzubieten. Offenbar war der Gast-Dirigent über die räumlichen Verhältnisse im Orchestergraben nicht ausreichend orientiert worden. Jedenfalls fauchte er uns an und schlug vor, wir sollten zur Premiere nicht in der gewohnt festlichen Kleidung auftreten, sondern in einem T-Shirt mit der Aufschrift: Bern Chamber Orchestra plays Nabucco.

bee-flat

KONZERTE
IM PROGR

JAZZ UND MEHR IN DER STADTMITTE VON BERN

Jazz, Weltmusik, neues Songwriting und Elektronik: bei bee-flat prägen schweizerische und internationale Bands ein Live-Programm, das Innovation und Qualität bietet – jeden Mittwoch und jeden Sonntag in einem der stimmungsvollsten Lokale in Berns Stadtmitte.

- 2.10.09 Electronic Tribal – Dancefloor
- 4.10.09 Malcolm Braff Electric Trio (CH)
- 11.10.09 Little Dragon (Schweden)
- 14.10.09 Richard Bona (USA/Cameroon)
- 18.10.09 Harald Haerter's Intergalactic Maiden Ballet (CH/Austria)
- 21.10.09 Sibylle (CH)
- 25.10.09 Victor Dème (Burkina Faso)
- 28.10.09 Steph (CH)
- 1.11.09 Bugge Wesseltoft (CH)
- 4.11.09 Grace (USA/France)
- 6.11.09 Electronic Tribal – Dancefloor
- 8.11.09 Nicolas Masson Parallels (CH)
- 11.11.09 Susanna & The Magical Orchestra (Norway)
- 15.11.09 Evelinn Trouble (CH)
- 18.11.09 Colin Vallon Trio (CH)
- 22.11.09 Sevda (Azerbaijan)
- 25.11.09 Tony Allen (Nigeria)
- 29.11.09 Lucien Dubuis Trio
feat. Marc Ribot (CH/USA)

Konzertort: Turnhalle im PROGR
Speichergasse 4
3011 Bern

Programminfos: www.bee-flat.ch

Vorverkauf/Tickets:
www.petzi.ch /
OLMO Ticket,
Zeughausgasse 14, 3011 Bern

Studierende des Master
of Arts in Theater der
Hochschulen in Bern,
Zürich und Verscio
zeigen ihre Projekte an
der Hochschule der
Künste Bern.

18. – 25.
November
2009

Projekte des Master-Campus- Theater Schweiz

Mittwoch, 18. November
2009
20.00 Uhr

«DO – uno spettacolo di
danza e musica»

Laia Sanmartin
und Simon Wehrli
(Scuola Teatro Dimitri)

Mittwoch, 18. November
2009
Installation von
19.00 – 20.00 Uhr
und im Anschluss an
«DO»

«Faust – Ein Figuren-
spiel in der Kiste»

Marius Kob
(HKB)

Samstag, 21. November
2009
20.00 Uhr

«Forschungen eines
Hundes»

Jonas Gyga
(ZHDK)

Samstag, 21. November
2009
21.30 Uhr

«Urstimmen –
Das Abendprogramm»

Daniel Koller,
Rita Bänziger,
Judith Imhof
und Brencis Udris
(ZHDK)

Mittwoch, 25. November
2009
20.00 Uhr

«LA 4ieme PERSONNE
DU SINGULIER»

Marjolaine Minot
(Scuola Teatro Dimitri)

Mittwoch, 25. November
2009
21.30 Uhr

«Trödelmarkt der
Träume»

Marie Hiller und
Jakob Hampel
(HKB)

Berner Fachhochschule
Haute école spécialisée bernoise
Hochschule der Künste Bern
Haute école des arts Berne

hkb.bfh

Kino & Film



Das Kurzfilmfestival shnit

Von Guy Huracek Bild: Der shnit-Festival-Bus, zVg.

Vom 7. bis zum 11. Oktober ist zum 7. Mal shnit angesagt. Das internationale Kurzfilmfestival sorgt mit fast 300 ausgewählten Filmen für einen farbenfrohen Kulturherbst. Aus 26 Ländern sind 100 Filme im Wettbewerb um ein Preisgeld von 45 000 Franken. Das Filmfestival fällt nicht nur mit dem Namen auf, sondern auch durch unzählige pink leuchtende Fahrräder, die die Veloabstellplätze schmücken, und mit einem auffälligen Oldtimer-Bus mit dem Schriftzug shnit, der durch die Strassen von Bern brummt.

Das ensuite - kulturmagazin traf die Organisatoren von shnit in der Turnhalle. Beim Betreten hörte man schon von weitem das Sprühen von Spraydosen. Kleine und grosse Fahrräder standen schön angeordnet auf einer weissen Plane. Ein leuchtendes Purpur eines umgesprayten Velos blendete mich.

ensuite - kulturmagazin: Was ist das für eine leuchtende Farbe?

Reta Guetg: Wir sagen dieser Farbe Leucht-Magenta.

Warum habt ihr ausgerechnet diese Farbe gewählt?

Ganz am Anfang, als wir uns Kurzfilmnächte nannten, benutzten wir schon mal pink. Wir haben uns vor vier Jahren überlegt, ob wir die Farbe fürs shnit ändern sollten und kamen zum Schluss, dass wir bei pink bleiben wollen. So hat sich ein Leucht-Magenta etabliert.

Ihr macht fürs Filmfestival mit Velos in Leucht-Magenta auf euch aufmerksam. Hat dies

einen ökologischen Hintergedanken?

Unser shnit-Bus - ein alter Citroën-Oldtimer - ist nicht gerade ökologisch. Aber wir sind alle mit den Velos unterwegs und wir denken, dass unsere Zuschauer auch oft mit den Velos unterwegs sind. Wir müssen irgendwie Aufmerksamkeit erregen und können uns keine grossen Plakatkampagnen leisten - und so kamen wir auf diese Idee.

Wie entstand die Idee, Filme zu zeigen?

Ursprünglich waren wir eine kleinere Gruppe, die Filme machte und sich gegenseitig Filme zeigte. Mit der Zeit kamen viel mehr Filme und Leute dazu, als wir eigentlich dachten, und so kamen wir auf die Idee, ein richtiges Festival zu machen.

Was braucht es alles, um ein solches Filmfestival zu organisieren? Gibt es ein Rezept dazu?

Ganz zentral ist die Ausschreibung dieses Festivals. Man braucht einen starken Willen und Durchhaltevermögen. Es wurden 3 449 Filme eingereicht und nur 80 davon stehen im internationalen Wettbewerb. Es braucht folglich eine sehr grosse Selektion. Notwendig sind natürlich auch die ganzen Räumlichkeiten, wie zum Beispiel der Progr, und viele Helfer. Wir sind das ganze Jahr über am Organisieren.

Was können die Besucher des Filmfestivals dieses Jahr erwarten?

Es wird von der Stimmung her ähnlich wie das Festival letztes Jahr. Es ist immer noch shnit und es kommen wieder schnittige Filme. Neu dieses Jahr ist, dass wir auch Filme im Theater National Bern zeigen werden. Wir sind daher gespannt, wie das wird, da dies vom Typ her ein völlig anderer Ort ist. Es ist weniger ein Kulturort als der Progr.

Ihr sagt schnittige Filme. Ich dachte, der Name «shnit» soll auf das Filme-Schneiden an-

spielen?

Nein. Das denken zwar viele Leute, aber für uns steht shnit für «schnittig», wie ein schnittiges Auto. Shnit steht für etwas, das für sich steht und funktioniert.

Wie unterscheidet sich shnit von anderen Kurzfilmfestivals?

Der eine Punkt ist die Art und Weise, wie wir Programme ausrichten. Wir richten uns grundsätzlich nach dem Publikum. Wir wollen dem Zuschauer näherbringen, dass Kurzfilme etwas Besonderes und Spannendes sind. Ein anderer Punkt ist das Feeling vor Ort. Man soll in eine andere Welt eintauchen können. Deshalb zeigen wir auch Filme an Orten, die keine Kinos sind. Wir funktionieren absichtlich Orte wie das Kornhaus, das National und den Progr in ein Kino um.

Beim shnit letztes Jahr fiel mir auf, dass viele Filme die Themen Selbstmord und Tod behandeln. Sucht ihr Filme nach gewissen Themen aus?

Nein. Als wir die vielen Filme durchsahen, fiel uns auf, dass sich darin der Zeitgeist widerspiegelt. Jedes Jahr häufen sich bestimmte Themen. Es gibt einen Überblick über das, was die Leute bewegt. Das kommt wahrscheinlich auch daher, dass der Kurzfilm viel schneller entsteht als ein normaler Film.

Was für ein Thema prägt dieses Jahr shnit?

Dieses Jahr war auffällig, dass sehr viel Jugendgewalt porträtiert wurde. Viele der Kurzfilme drehen sich um Gewalt.

Vergangenes Jahr wurden einige der shnit-Velos gestohlen, obwohl sie nicht fahrtüchtig sind. Eine Straftat, die sich auch als Vorlage für einen Kurzfilm eignen könnte.

Info: www.shnit.ch

CINÉMA-VORPREMIERE: TICKET-VERLOSUNG



ensuite – kulturmagazin verlost Vorpremierentickets für

AWAY WE GO

Infos: www.ascot-elite.ch/awaywego

Die jungen Eheleute Burt und Verona erwarten ein Kind, und sie wollen das perfekte Zuhause für ihren Nachwuchs. Geplant war das ländliche Colorado, weil Burts Eltern in der Nähe leben, doch als die Grosseltern in spe ihre Auswanderung nach Europa verkünden, fällt diese Option ins Wasser. Die beiden kriegen Angst und machen sich auf den Weg durch Amerika, um bei Freunden und Verwandten landesweit nach dem perfekten Umfeld zu suchen. Doch von Montreal bis Miami bietet sich ihnen fast überall ein abschreckendes Bild vom Familienleben...

American-Beauty-Regisseur Sam Mendes hat mit AWAY WE GO (dt. AUF NACH IRGENDWO) eine wunderbar charmante und zeitgemässe Komödie geschaffen. Es sind die Sorgen von werdenden Eltern, betrachtet mit viel Herz, Witz und Verstand.

Die Vorpremiere findet am Dienstag, 13. Oktober, 20:30h im CinéMovie statt!

Teilnahmebedingungen: Einfach den untenstehenden Talon per Post an die Redaktionsadresse einsenden oder per Internet anmelden (www.ensuite.ch). Einsendeschluss ist der 12. Oktober. Pro Teilnehmer gilt nur eine Anmeldung. Nicht teilnahmeberechtigt sind VerlagsmitarbeiterInnen, Redaktionsmitglieder von ensuite – kulturmagazin oder der interwerk GmbH und deren Angehörige. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Post-Einsendeschluss ist der 12. Oktober 2009!

ICH NEHME AN DER TICKET-VERLOSUNG TEIL:

Herr / Frau _____

Name / Vorname _____

Adresse _____

PLZ / Ort _____

E-Mail (!) _____ (...oder Telefon!)

Unterschrift _____

Ausschneiden und einsenden an:
ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern

ensuite

BESSER ALS DAS WELTALL: SPACE TOURISTS

Christian Frei (1959) hat Optische Medien am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaften der Uni Freiburg studiert. Sein Name ist nicht unbekannt: 2001 wurde «War Photographer» für den Oscar nominiert und er gewann zwölf internationale Auszeichnungen. Zudem ist er Präsident des Ausschusses Dokumentarfilm des Bundesamtes für Kultur.

Gleich vorweg: Dieser Dokumentarfilm ist einer der genialsten und kultigsten Dok-Filme, die momentan verfügbar sind. Dies liegt vor



allem an der abartig realen und kontroversen Thematik, den faszinierenden Bildern und dem Thema selbst. Alles dreht sich um den alten Traum vom Weltall und der Reise dorthin. Für 20 Millionen Dollar hat sich Anousheh Ansari, eine amerikanische Businessfrau, diesen Traum erfüllt. Der Film begleitet sie ins Weltall, zeigt aber auch die Industrie, welche dahintersteckt – oder vielleicht besser steckt. Baikonur liegt im Nichts. Nach dem Zudrehen des staatlichen Geldhahns für die Raumfahrt wurde in kurzer Zeit aus der ehemals 100 000-Einwohnerstadt eine Geisterstadt. Die Raumfahrt ist schon noch da, aber sehr gestutzt. Dafür gibt es «Rüben-Jäger», Raketenschrottsammler, die ohne Fiktion aus einem Delikatessen-Film stammen könnten. Es ist unvorstellbar, was in Baikonur in Kasachstan, dem Raumfahrtmekka, noch alles herumliegt, und was für Menschen man da begegnen kann. Aber man muss es gesehen haben. Fantastisch.

«Space Tourist» ist eine wundervolle Liebeserklärung an diesen Planeten. Und es kann im Weltall nicht schöner und skurriler sein als in Baikonur! (vl)

Ab 15. Oktober in den Kinos.
www.space-trourists-film.com

TALON: HERE WE COME

ensuite

K U L T U R M A G A Z I N

«Ein Kulturmagazin ist selbst ein Stück Kultur - und Kultur ist Kultur und bleibt diese im Herzen. Es geht dabei nicht um Unterhaltung oder Nachrichten, sondern um die dauernde Definition und Standortbestimmung unseres Selbst.»

Bestellen Sie noch heute Ihr Abonnement und tun Sie damit nicht nur etwas für Ihr persönliches Sozialleben: Ein Verlag lebt von der Unterstützung der Abonnenten und damit wird Kulturellem und der Kunst weiterhin ein wichtiger Platz in der Medienwelt garantiert. Die kulturelle Berichterstattung wird in den Tagesmedien zum Massenprodukt gekürzt. Berichtet wird noch, was alle oder nur Insider interessiert - nicht aber, was entdeckt werden muss. Täglich hören und sehen wir in den Ta-

gesmedien und Fernsehstationen Glimmer und Glamour, Stars und Sternchen. Das Kleine, Feine, Sensible geht dabei oftmals verloren.

ensuite kann natürlich nicht alles thematisch auffangen. Aber wir versuchen zumindest, ohne zu Werten Themen darzustellen und sichtbar zu machen. Wir sind sozusagen die Nase im Wind: Viele KünstlerInnen und Kulturschaffende haben wir entdeckt, bevor diese in der Masse vorgestellt wurden. Dass uns dabei die Tagesmedien über die Schultern gucken, ist kein Geheimnis mehr.

Ein Kulturmagazin ist selbst ein Stück Kultur. Tragen wir Sorge darum - mit einem Abonnement, welches uns selbst verpflichtet, unser Kultur weiterhin im Dialog zu behalten.

Für jene, die ein ensuite-Abonnement verschenken, haben wir auch ein kleines Geschenk bereit: «The artist's residence: Donal McLaugh-

lin». Donal war von Februar bis Juli 2004 in Bern und hat seine Erlebnisse in einem kleinen Büchlein verewigt. Das «artist's-in-residence»-Programm wurde von der Stadt Bern und dem Kanton Bern mitfinanziert. Das Büchlein ist mehrheitlich in englischer Sprache geschrieben - in original Irisch-Schottisch eben -, bis auf das Interview von Stephan Fuchs mit dem Autor.

Füllen Sie einfach den untenstehenden Talon aus und überlassen Sie uns den Rest. Apropos: Mit einem Geschenk kann man auch ohne Abonnement bei ensuite jemandem eine Freude machen - das Büchlein gehört auf jeden Fall Ihnen.


Lukas Vogelsang
Chefredaktor



☒ Ja, ich will ab sofort **ensuite** abonnieren (nur im ABO inklusive Beilage **artensuite**)!
Pro Jahr 11 Ausgaben (Juni/Juli ist eine Doppelnummer)

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Strasse, Nummer

PLZ, Wohnort

E-Mail

oder Telefonnummer

Ort, Datum und Unterschrift

 Ein Abonnement ist ab Rechnungsdatum für ein Jahr gültig. **Ohne Kündigung wird es automatisch um ein Jahr verlängert.** Eine Kündigung ist jeweils jährlich, **2 Monate vor Ablauf des Abonnements**, möglich.

Ausschneiden und Einsenden an:
ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern

Das Abonnement kostet je Stadt Fr. 77.00

☐ Ausgabe Bern / inkl. artensuite

☐ Ausgabe Zürich / inkl. artensuite

☐ Reduktion für Studierende/AHV/TV Fr. 52.00

☐ Ich möchte ein Abo verschenken.
Hier mein Name, Adresse und Wohnort:

Ausgabe Bern, Zürich & artensuite
Wissen, was in Deiner Stadt lebt - monatlich im Briefkasten

TRATSCHUNDLABER

Von Sonja Wenger

A hhhh, die Welt der gelben Heftchen, der grossen Politik und der liberalisierten Märkte! Freiheit, Gleichheit, Begehrlichkeit. Welch wunderbarer Tummelplatz für Bäuche, dicke Boni und dicke Lippen. Was da alles vor den Kameras kreucht und in die Mikrofone fleucht. Alles gerührt, nichts erschüttert. Die Frage ist nicht länger, worüber man sich heute aufregen muss, sondern will.

Über das «fehlende Charisma» eines Bundesrates? Nicht doch! Über dessen zu viel eines anderen? Das schon eher. Über Egomane bei der Uno-Generalversammlung? Ach was! Über heisse Luft auf Klimagipfeln? Unbedingt! Oder dann über Heidi Klummdumms «Kilo-Panik» wegen Schwangerschaft? Über die Meldung, dass ein «Siebtes Baby Brangelinas Partnerschaft retten könnte»? Das Roger Köppel von der Arena eingeladen wurde, die Schweizer Mediensituation mit «nordkoreanischen Verhältnissen» verglich und in derselben deshalb erst recht präsent war? Oder dass der britische Königspalast nach über hundert Jahren wieder im Besitz der Unterwäsche von Königin Victoria ist? Alles relevant, alles leicht verdaubar da durchschaubar. Aber schliesslich gilt es, endlose Papierseiten und gierige Webseiten zu füttern.

Alle «Analysen» von «OK» oder «Gala» oder «InTouch» oder einfach «In» sind deshalb auch nicht immer der gleiche böse Klatsch oder steter Ausdruck menschlicher Abgründe! Nein, nein! Sie sind vielmehr reiner Übungsplatz der Phantasie eifriger Schreiberlinge und Therapiestunde für wilde Frustrationen der Leserschaft – wobei auch noch das edle Motto herrscht: «Einer für alle». Oder war es umgekehrt?

Egal. Auf jeden Fall reicht eines dieser «Premium Yellow», wie beispielsweise der deutsche Bauer-Verlag nun seine wichtigsten Giftspritzen «Neue Post», «Das Neue» und «Das Neue Blatt» nennt, und man weiss alles Neue über die Welt, die einen interessiert. Ein toller Selbstläufer.

Denn Himmel hilf, wir würden die rosa Brille der täglichen medialen Betäubungsdosis absetzen. Nichts wäre da noch in Ordnung, weder am Morgen noch beim Blick auf den Abend. Denn in dieser Welt ist «Gutmensch» ein Schimpfwort, die glamourösen Promis sind eitle, selbstsüchtige Gecks, und Helmut-Maria Glogger mailt täglich. Eine Realität, die genauso unerträglich ist wie die Ernüchterung nach dem Kurzfilm «Il corpo delle donne» (<http://tinyurl.com/ycge9vd>).

Deshalb lassen wir die Brille schön auf und warten mit Gewissheit auf die Auflösung, dass George Clooney vielleicht eventuell möglicherweise doch nicht schwul ist und es sich bei der Meldung nur um das Sommerloch gehandelt hatte. Denn ob mit oder ohne rosa, die Hoffnung stirbt zuletzt. Oder hiess es: Die Hoffnung stirbt, zuletzt?

Kino & Film



Frisch, berührend, saugut: Die Überraschung des Kinojahres heisst «District 9». Das erwartungsvolle Publikum denke sich einen Referenzen-Cocktail aus «Alien», «The Fly», «Robocop», «Predator» und ja, auch aus «E.T.», um nur einige zu nennen – nur frecher, provokativer, witziger.

Der südafrikanische Regisseur Neill Blomkamp und sein Produzent Peter Jackson, inzwischen erhält von der «Lord-of-the-Rings»-Trilogie, beweisen, dass gute Action-Filme nicht immer dreistellige Millionenbeträge verschlingen müssen und wahre Helden auch ganz gut ohne Muckis und Megan-Fox-Klone auskommen – nur die Wumme, die muss sein. Aber schliesslich muss man ja nicht gleich das Rad neu erfinden.

Im Gegenteil. Das Erfolgsrezept heisst im Falle von «District 9»: Man nehme alles Interessante/Spannende/Unterhaltende und verwurschte es respektlos zu etwas Neuem. Die Elemente des Pseudodokumentarfilms lasse man mit unbändiger Lust auf Geballer und Horror zu einem Science-Fiction-Film mutieren. Das Ganze unterfüttere man mit krudem südafrikanischem Humor und forme nebenbei noch eine schockierend aktuelle sozialkritische Allegorie auf die Apartheid im Besonderen und den Rassismus im Allgemeinen. Und als Sahnehäubchen auf diese filmische Rarität setze man brillante Spezialeffekte und einen Hauptdarsteller, der es versteht, mit den Sympathien des Publikums Achterbahn zu fahren.

Doch die Begeisterung prescht der Geschichte voraus. Der Inhalt von «District 9» ist eigentlich simpel: Eines schönen Tages Ende der Siebzigerjahre strandet ein gigantisches Raumschiff über der südafrikanischen Stadt Johannesburg. Nach Wochen des Wartens auf den «First Contact» fassen sich die Menschen ein Herz – und finden im Innern des Schiffes ein paar hunderttausend halb verhungerte Aliens, zwei Meter gross, mit einem insektenhaften,

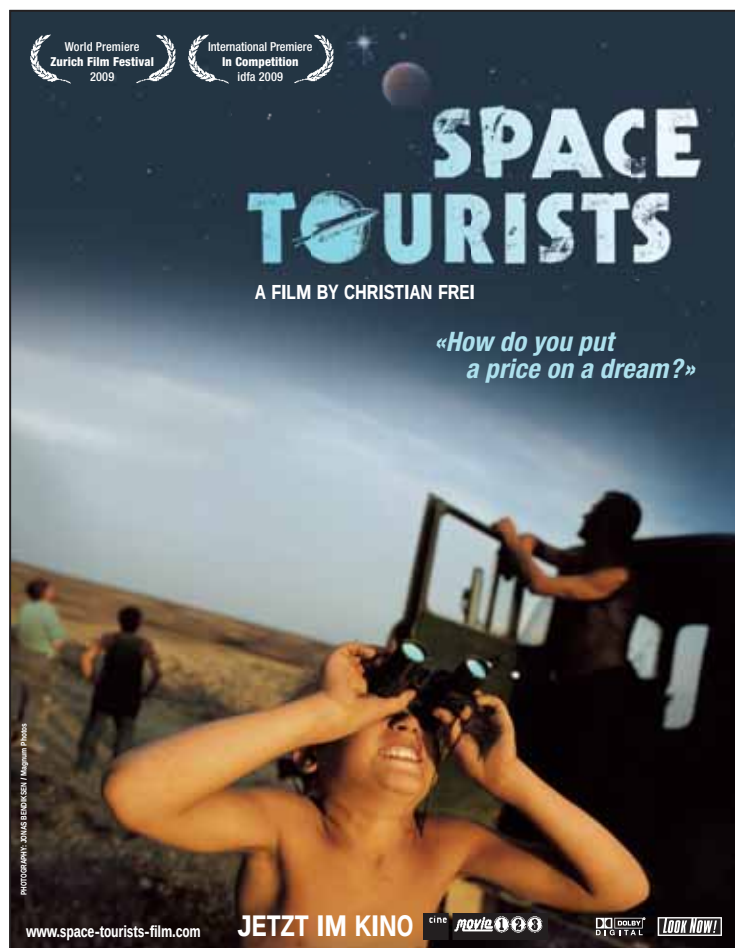
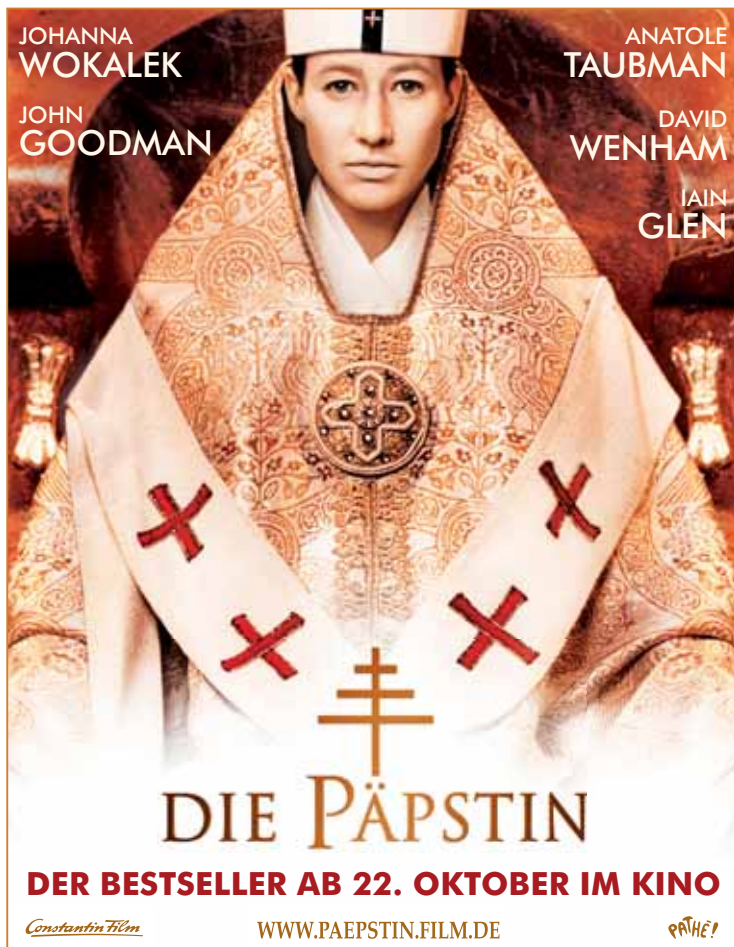
krabbenähnlichen Äusseren. Feinfühlig, wie der Mensch ist, nennt er die Ausserirdischen «Prawns». Und weil der Mensch – in diesem Fall die südafrikanische Regierung – nicht weiss, was er mit den Aliens anfangen soll, tut er das, was er in solchen Fällen immer tut: Er sperrt sie ein und baut einen Zaun um das Lager.

Im Laufe der Jahre entsteht daraus konsequenterweise ein Slum, eben District 9 – in Anlehnung an den District 6 in Kapstadt, aus dem Ende der Siebzigerjahre zehntausende Schwarze zwangsweise umgesiedelt wurden. Auch in der Fiktion soll das Ghetto geräumt werden, da es als Brutstätte für Kriminalität und andere Abartigkeiten gilt. Auftrag für die Räumung mit allen Mitteln erhält das private Sicherheitsunternehmen Multinational United (MNU) – Blackwater lässt grüssen –, und im Speziellen die graue Büroassel Wikus van der Merwe (Sharlto Copley).

Wikus ist das nette Bürokraten-Gesicht, das mit dem Räumungsbefehl höflich anklopft, voller Abscheu gegen die Prawns, die doch so «lustig zerplatzen, wenn man sie abfackelt». Doch seinen Vorurteilen wird bald der Garaus gemacht, als er bei der Räumung eine ausserirdische Chemikalie einatmet – und in der Folge selbst zu einem Prawn mutiert. Der Jäger wird plötzlich zum Gejagten und soll der MNU als Versuchskaninchen für ausserirdische Waffen dienen. Nur eine Allianz mit dem heimlichen Anführer der Prawns kann ihn nun vielleicht noch retten.

Dazwischen wird alles Mögliche in die Luft gejagt, wird geballert, gelitten und geliebt. Je härter, länger und lauter, desto besser – auch um sicher zu stellen, dass der Film keine Ausnahme bleibt. Denn «District 9» ist ein Weckruf für die Schnarchnasen in Hollywood, die es immer häufiger wagen, uns Halbgegartes wie «Terminator Salvation» oder «Transformers 2» vorzusetzen. Ein Tritt in den Hintern der Ignoranz, das muss auch Wikus lernen, ist manchmal bitter nötig.

Der Film dauert 112 Minuten und läuft bereits im Kino.



cinématté

www.cinematte.ch /
Telefon 031 312 45 46

restaurant · bar **kino**



Kellerkino

www.kellerkino.ch / Telefon 031 311 38 05



Kino kunstmuseum

www.kinokunstmuseum.ch / Telefon 031 328 09 99



Kanadischer Herbst Was haben Donald Sutherland, Keanu Reeves, Pamela Anderson, Michael J. Fox und Jim Carrey gemeinsam? Sie werden oft für US-amerikanische Schauspieler gehalten, dabei stammen sie alle aus Kanada. Ebenso ergeht es dem kanadischen Kino, das neben der dominanten amerikanischen Filmindustrie einen schweren Stand hat und oft genug im Schatten Hollywoods steht. Und dennoch gedeiht gerade dort ein englisch- und französischsprachiges Filmschaffen, das sich durch eine eigenwillige Formensprache und Themenvielfalt auszeichnet.

In unserem Filmzyklus stellen wir einige der wichtigsten Regisseurinnen und Regisseure vor, die auch international Beachtung gefunden haben. Sicher gehört das Enfant Terrible David Cronenberg zu den prägenden Filmemachern Kanadas. Seine Filme über gespaltene Persönlichkeiten und den menschlichen Körper zwischen Technologie und Medien verstören und faszinieren – bei uns im Programm: **Crash** und **Naked Lunch**.

Thematisch ähnlich, aber um einiges zugänglicher sind die Werke von Atom Egoyan, dessen neuester Film **Adoration** diesen Sommer in den Schweizer Premierenkinos anlief und von dem bei uns **The Sweet Hereafter** und **Exotica** zu sehen sind.

Schweizer Wurzeln hat die Regisseurin Léa Pool, die in **Emporte-Moi** die Schwierigkeiten des Erwachsenwerdens thematisiert und in **À Corps Perdu** die Identitätssuche der weiblichen Hauptfigur. Eine Coming-of-Age-Geschichte erzählt auch Jean-Marc Vallée in seinem preisgekrönten, heiteren Film **C.R.A.Z.Y.**, und Patricia Rozema porträtiert in **I've heard the Mermaids singing** eine liebenswert-linkische Aussenseiterin.

Cinema Italiano In Zusammenarbeit mit **Cinélibre** und **Made in Italy** zeigen wir fünf zeitgenössische italienische Filme in der Originalfassung mit deutschen Untertiteln. Alle Filme sind schweizerische Erstaufführungen und weckten in Italien grosses Interesse bei Publikum und Kritik. Infos zu den Filmen finden Sie unter: **www.cinema-italiano.ch**.

Detailliertes Programm unter: cinematte.ch.

Blind Loves von Juraj Lehotsky, doc 90 Min, Slowakisch/d/f - Der sehbehinderte slowakische Musiker Paul Farkas wird im Anschluss an die Vorstellung vom Freitag den 16. Oktober über seine Eindrücke zum Film berichten und Fragen beantworten.

Ab dem 15. Oktober, täglich um 18.15

Liebe ist zuweilen schon schwierig genug, wenn man sich dabei sehen kann. Doch wieviel schwieriger ist es für jemanden, der blind ist? Was blinde Liebende «sehen» ist oftmals rein und unverstellt, manchmal auch sehr witzig, und es lässt uns ganz neue Dimensionen von Glück erleben.

Der blinde Teenager Zuzana ist auf der Suche nach ihrer ersten Liebe. Sie findet sie im Internet, wo sie ihr Geheimnis nicht offenbaren muss. Der blinde Roma Miro verliebt sich in eine fast vollständig blinde weisse Frau. Die Tatsache, dass seine Haut eine Spur zu dunkel ist, macht seine Situation ziemlich kompliziert. Der blinde Lehrer Peter hat eine lebhaftere Fantasie. Er hört gerne aufregende Radiostücke, die ihm erlauben, sich in eine Fantasiewelt zurückzuziehen. Er lebt mit seiner Frau in einem sehr kleinen Apartment und dort spielt sich ihre klein-grosse Geschichte ab.

«BLIND LOVES zeigt die verschiedenen Formen der Liebe zwischen blinden Menschen. Ihre Liebe besteht aus sehr zerbrechlichen Elementen. Irgendwie ist sie lebendiger, emotionaler, fast spiritueller. Die Figuren im Film wurden alle blind geboren. Aber sie haben für sich eine Welt geschaffen, die voller einzigartiger und ungewöhnlicher Bilder, Wahrnehmungen und Träume ist.» Juraj Lehotsky

BEAUTIFUL BITCH von Martin Theo Krieger, fic 108 Min, D - Bitch, die auf den Straßen von Bukarest lebt, kommt nach Düsseldorf und arbeitet dort in einem organisierten Taschendiebstahl. Als sie bei einer ihrer Raubtoure auf die verwöhnte Milka trifft, lernt sie zum ersten Mal ein „normales“ Teenager-Dasein kennen: Doch das Doppelleben als Diebin und normale Jugendliche bringt Bitch in immer größere Schwierigkeiten.

Im Oktober schenkt das Kino Kunstmuseum dem Publikum **Heilige Augenblicke** mit den Filmen des griechischen Regiealtmeisters **Theo Angelopoulos**. Zeitgleich mit dem Start des Filmemachers neuesten Wurfes sind im Kino Kunstmuseum vom 3. Oktober sieben seiner wichtigsten Werke zu sehen, deren Entstehungszeit drei Jahrzehnte umspannen. Neben vielen griechischen Darstellergrossen versammeln Angelopoulos Filme auch international bekannte Schauspieler: Marcello Mastroianni (**Der Bienenzüchter**, **Le pas suspendu de la cigogne**), Bruno Ganz (**L'éternité et un jour**), Harvey Keitel (**Der Blick des Odysseus**).

Einen zweiten Schwerpunkt setzt ab 12. Oktober **Michel Gondry** – einst erfolgreicher Videoclip-Regisseur –, dessen **filmisches Universum** ausgelotet wird. Zu sehen sind die vier Langspielfilme von Gondry, darunter die Evolutionsposse **Human Nature** als Berner Kinopremiere. Nicht zu verpassen ist Florian Kellers Einführung in Gondrys Alchemie der Träume am Montag 12. Oktober (Beginn 18.30 h).

Nicht unerwähnt bleiben sollen zwei so unterschiedlich wie **einzigartige Dokumentarfilme**: **Gibellina – Il terremoto** über das «grösste Freilichtsmuseum moderner Kunst Europas» und **Claude Lanzmanns** neunstündige Dokumentation über das Erinnern an den Holocaust **Shoah**. Letztere wird in zwei Teilen zu sehen sein: Teil 1 am Samstag 10. Oktober (Beginn 16.30 h) mit Einführung der Psychoanalytikerin Dominique Bondy, Teil 2 am Sonntag 11. Oktober (Beginn 13.30 h) mit Einführung von Jacques Picard, Professor für Jüdische Geschichte.

Details zum Programm, genaue Spielzeiten sowie weitere Informationen finden Sie auf **www.kinokunstmuseum.ch**. Dort gibt es auch das Anmeldeformular für die diversen Saisonvergünstigungen als Freundin oder Freund des Kino Kunstmuseum.

KINO

in der Reitschule

www.reitschule.ch / Telefon 031 306 69 69



LICHTSPIEL

www.lichtspiel.ch / Telefon 031 381 15 05



FILMPODIUM BIEL/BIENNE

www.pasquart.ch / Telefon 032 322 71 01



KONTROLLE ÜBERALL – ÜBERWACHUNGSFILME IM KINO IN DER REITSCHULE Im Oktober verschiedene Filme über personenbezogene Überwachungsmaßnahmen gezeigt, sei es von staatlichem oder persönlichem Interesse.

RED ROAD von A. Arnold ist aufregendes Kino, kritisiert den Überwachungsstaat, portraitiert aus ungewöhnlicher Perspektive eine Stadt und ihre Bewohner und erzählt, wie sich eine Frau in der schicksalhaften Begegnung mit einem Mann von einem jahrelangen Albtraum befreit (2.10., 21h und 8.10., 20.30h).

In **REAR WINDOW** beobachtet Jeff, durch einen Beinbruch an seine Wohnung gefesselt, die Nachbarschaft und bemerkt einige Merkwürdigkeiten. Es ist ein Versuch Hitchcocks über die unersättliche Gier der Augen, über die Wonnen und den Voyeurismus in Form eines Thrillers (3.10. und 9.10., 21h).

Zuerst durch anonyme Videoaufnahmen, dann durch Zeichnungen, wird in **Caché** von M. Haneke (10. und 16.10., 21h), die Existenz einer Familie aus den Bahnen gerissen. Die schleichende und anonyme Bedrohung zeigt zunehmend Wirkung: Georges stösst auf ein lang verdrängtes Geheimnis seiner Kindheit.

In **JE CROIS QUE JE L'AIME** (P. Jolivet) engagiert ein reicher Geschäftsmann einen Privatdetektiv seiner Firma, der herausfinden soll, weshalb eine schöne junge Künstlerin immer noch solo ist. Mithilfe modernster Spionage-Methoden heftet der sich nun an ihre Fersen und sorgt alsbald für einige Turbulenzen... (17. und 30.10., 21h)

Am 22.10., 20.30h, und 31.10., 21h läuft **DAS LEBEN DER ANDEREN** (F. Henkel von Donnersmarck). Der linientreue Stasi-Hauptmann Wiesler wird auf einen erfolgreichen Dramatiker und seine Partnerin angesetzt. Womit nicht gerechnet wurde: Das Eintauchen in Das Leben der Anderen eröffnet Wiesler eine nie gekannte Welt, der er sich immer weniger entziehen kann. Ein gefährliches Spiel beginnt...

Am Reitschulfest 2009 (23./24.10.2009) zeigt das Kino verschiedene Filme ab 19.30h

UNCUT- Warme Filme am Dienstag zeigt: **CLANDESTINOS**, 6.10., 20.30h und **MEIN FREUND AUS FARO**, 20.10., 20.30h

Travelling Avant: «Filmbulletin – Kino in Augenhöhe» ist zu Gast im Lichtspiel und präsentiert den Film **Travelling Avant** (F 1987) von Jean-Charles Tacchella, eine vergnügliche und geistreiche Lektion über das Wesen des Kinos wie auch eine verspielte Liebeserklärung an die Siebte Kunst. Einführung: Johannes Binotto. (12.10., 20h)

Fall of the Wall - Kommunismus Gestern Zwanzig Jahre nach dem Mauerfall erinnert der amerikanische Filmsammler und -historiker **Jack Stevenson** mit einem Filmprogramm an die Zeiten des Kommunismus. Er zeigt unter anderem Harry Horners Low-Budget-Produktion **Red Planet Mars** (USA 1952). (19.10., 20h)

Brainstorm: In William Conrads packendem Kriminalfilm (1965) täuscht ein Wissenschaftler eine Geisteskrankheit vor, um den Ehemann seiner Geliebten ungestraft aus dem Weg schaffen zu können. Der Film Noir setzt die Abgründe des menschlichen Charakters perfekt in Szene. (20.10., 20h)

Zukunft Lichtspiel: Um-, aus- oder neu bauen? Voraussichtlich 2012 wird die Berner Kehrlichtverbrennung in den Bremgartenwald verlegt. Zur Zeit ist nicht klar, was anschliessend mit dem Areal, auf welchem auch das Lichtspiel steht, geschehen wird. Der Masterstudiengang Technik & Architektur der Hochschule Luzern hat sich mit Möglichkeiten zur Umgestaltung des Areals befasst – einzige Auflage dabei war, dass das Lichtspiel im neuen Projekt integriert wird. Auf die kurze Präsentation einiger dieser Arbeiten folgt eine Podiumsdiskussion unter der Moderation von Hanspeter Bürgi, Dozent für Architektur HSLU. Unter anderem werden Christian Wiesmann, Stadtplaner, sowie David Landolf, Leiter des Lichtspiels teilnehmen. (23.10., 20h)

Sortie du labo: Anlässlich des Welttags des audiovisuellen Kulturgutes zeigt das Lichtspiel Konrad Lips Film **O mein Heimatland** aus dem Jahr 1935, der seinerzeit im Ausland für die Schönheit und Wildheit des Hochgebirges warb. Einführung: Dr. Felix Aepli, Historiker. (28.10., 20h)

CinémAnalyse untersucht Alexander Mackendricks lebenswerte Kriminalkomödie **Ladykillers** aus dem Jahr 1955. Einführung: Dr. Alexander Wildbolz. (29.10., 20h)

CINEMA ITALIANO - 2.10.-2.11. Neue Filme, von cinélibre, dem Dachverband der Schweizerischen Filmclubs, direkt aus Italien eingeführt, machen im Oktober auf die Vielfalt des aktuellen italienischen Autorenfilms aufmerksam und bringen die filmischen und inhaltlichen Qualitäten ans Licht. Das «tiefe Innere» ihres Landes zu erkunden, ist ein zentrales Anliegen der heutigen Filmschaffenden in Italien. Neben Reprisen (**Il Divo**, **Giorni et nuvole**, **Pranzo di Ferragosto**) sind vier Premieren zu entdecken: Giorgio Diritti zeigt in **Il Vento fa il suo giro** einen ehemaligen Lehrer auf der Suche nach einem neuen Leben. Ein Film über das Anderssein, über die Beziehungen zwischen unterschiedlichen Kulturen und Identitäten. Vom römischen Stadtteil Piazza Vittorio, dem grössten multi-ethnischen Viertel der italienischen Hauptstadt, wo Lebensgeschichten von Menschen aus aller Welt aufeinandertreffen, handelt **L'orchestra di Piazza Vittorio**. Aus einer Bürgerinitiative gegen die Schliessung eines populären Kinos entstand der Gedanke, ein multikulturelles Orchester zu gründen. Eine liebevoll-ironische Komödie um einen jungen Mann, der unvermutet in haarsträubende Verwicklungen im Musikgeschäft gerät ist Fabrizio Bentivoglios **Lascia perdere Johnny**. Ein Film mit viel nostalgischem Charme und toller Musik im Stil der Siebzigerjahre. Und schliesslich ist **L'amico di Famiglia** zu sehen. Paolo Sorrentino liebt Geschichten von ungewöhnlichen Gestalten, die ein bisschen asozial sind und an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden. Der Film sei barock. Er wollte, so sagt Sorrentino, auf eine hübsch anzuschauende Art und Weise die Trostlosigkeit in Szene setzen, denn er findet, dass diese manchmal schön sein kann.

Am 2. und 3. Oktober tourt **Fantoche** durch Biel: Auf dem Programm sind eine Auswahl innovativer und provozierender Animationsfilme, die dieses Jahr am 7. Internationalen Festival für Animationsfilme in Baden zu sehen waren und für die Tournee ausgewählt worden sind.



Ein Leben, das lebt

Von Janine Reitmann - Ein Mann - zwei Leidenschaften

Zehn Beine unterwegs. Zehn willensstarke, ziellose, erschöpfte, doch eifrige Beine, stehend in der zu heissen Sonne, im zu kalten Schnee. Hoffnungsvolle, weit aufgerissene Augen auf der Suche nach Wärme, auf der Suche nach Nahrung, auf der Suche nach einem Stall und einem Bett.

Lorenz Eisenbarth und seine zwei Pferde sind auf ihrer Reise durch die Schweiz. Ein Wanderzirkus, welcher in der Vergangenheit sowie in der Gegenwart unzählige Menschen in Lachen, Staunen und Freude versetzt. In seinem aktuellen Theaterstück «Dödö und der Zauberwald», begeben sich die beiden Waldschraten Lolo und Mimi inklusive den Kindern auf die Suche nach dem Würmchen Dödö. Ein interaktives Theater für die ganz Kleinen. Das 45-minütiges Stück spielt nur in einer Sprache, der Körpersprache. «Es sollte für alle verständlich sein und wenn möglich ohne intellektuelle Inhalte daherkommen», so Eisenbarth im Gespräch. Oft verbindet er in seinen Stücken die beiden Themen Theater und Medizin, welche eigentlich beim ersten Gedanken nur wenig Gemeinsamkeiten haben, auf den zweiten jedoch umso mehr: «Gute Kunst ist immer auch Medizin. Gerade Theater, Theater ist ein Heilungsprozess, eine Vermittlung von Lebensfreude.»

In seinen zahlreichen Stücken sei das Wichtigste die Symbolik, durch Masken, Puppen oder andere stilistische Mittel. Das Zentrale liegt bei Lorenz Eisenbarth nicht im Dialog - es ist vielmehr die Kunst, mit wenig bis gar keinem Text umso mehr auszusagen. Für ihn sind alle Stilmittel im Theater gleichberechtigt: «Die Musik muss nicht immer nur unterstützen, sie kann auch für sich alleine stehen, genauso wie die Sprache, die Körpersprache, Bewegungen und der Ausdruck.» Im Stück werden die Kinder mit einbezogen, auch sie sollen aktiv

daran teilhaben dürfen. Im Gespräch mit Lorenz Eisenbarth wird deutlich, dass es von Anfang klar war, die Kinder Kinder sein zu lassen und sie daher auch nicht auf Stühle zu fesseln. Sie müssen sich nicht stillhalten während der Aufführung, sie dürfen näher kommen, wieder zurücktreten, mitmachen, wie sie wollen. Ein lebendiges, bewegtes Kindertheater. Kinder seien nicht weniger kritisch als Erwachsene, der Unterschied liege einfach darin, dass die Kritik von Kindern immer umgehend komme. Wohingegen die Erwachsenen, wenn überhaupt, das Ende der Vorstellung abwarten, um ihren Gedanken freien Lauf zu lassen: «Kinder reagieren wie ein Spiegel, das macht es sehr spannend und lebendig.»

Für Dr. Eisenbarth waren die Wanderjahre eine Lebensschule. Fünf Jahre war er nur mit sich alleine, etwas Proviant und seinem Pferd in der Schweiz unterwegs. Ohne einen Gedanken an morgen, ohne Sorgen, nur mit einem Kopf voller Ideen und einem energiegeladenen Körper. «In dieser Zeit bin ich sozusagen verwildert.» Er selbst bezeugt, dass er als wohlbehütetes Pyjama-Kind aufwuchs: «Es ist nicht einfach, mit einer solchen Menge an Freiheit umzugehen, im Gegenteil, es ist eine Herausforderung» - welche, wie er meint, mit Erfolg bewältigt wurde. «Wenn man das Vertrauen nicht verliert, öffnet sich immer eine Tür», das habe er gelernt, sagt er mit spürbarer Überzeugung. Für Eisenbarth ist dies eine bedeutungsvolle Erkenntnis, welche die Macht besitzt, einem die Angst vor der Zukunft, die Angst vor dem Tod und die Angst vor dem Leben zu nehmen.

Herbsttournee «Dödö und der Zauberwald»:

14.10., Biel centre culturel, 14:30h
17.10., Zollikofen Singsaal Wahlfacker, 14:30h
21.10., Münsingen Schlossgutsaal, 14:30h
25.10., Worb Bärensaal, 16:00h
01.11., Allmendingen Mehrzweckhalle, 16:00h
07.11., Niederscherli Restaurant Bären, 14:30h

IMPRESSUM

Herausgeber: Verein WE ARE, Bern Redaktion: Lukas Vogelsang (vl); Anna Vershinova, Janine Reitmann (jr, Prakt.), Nicole Marmet (Prakt.) // Peter J. Betts (pjb), Luca D'Alessandro (ld), Isabelle Haklar, Guy Huracek (gh), Florian Imbach, Ruth Kofmel (rk), Mariel Kreis, Hannes Liechti (hl), Ursula Lüthi, Irina Mahlstein, Barbara Neugel (bn), Eva Pflirter (ep), Barbara Roelli, Anna Roos, Karl Schüpbach, Christoph Simon, Kristina Soldati (kso), Antonio Suárez Varela (asv), Willy Vogelsang, Simone Wahli (sw), Simone Weber, Sonja Wenger (sjw), Gabriella Wild (gw), Ueli Zingg

Cartoon: Bruno Fauser, Bern; **Kulturagenda:** kulturagenda.ch; **ensuite - kulturmagazin,** allevents, Biel; **Abteilung für Kulturelles Biel,** Abteilung für Kulturelles Thun, interwerk gmbh. **Korrektorat:** Lukas Ramseyer

Abonnemente: 77 Franken für ein Jahr / 11 Ausgaben, inkl. artensuite (Kunstmagazin) Abodienst: 031 318 6050 / abo@ensuite.ch **ensuite - kulturmagazin** erscheint monatlich. **Auflage:** 10'000, Gesamtauflage 30'000 (Bern und Zürich)

Anzeigenverkauf: inserate@ensuite.ch **Lay-out:** interwerk gmbh, Lukas Vogelsang **Produktion & Druckvorstufe:** interwerk gmbh, Bern **Druck:** Fischer AG für Data und Print **Vertrieb:** Abonnemente, Gratisauflage an 350 Orten im Kanton Bern; passive attack, Telefon 031 398 38 66 **Web:** interwerk gmbh

Hinweise für **redaktionelle Themen** erwünscht **bis zum 11. des Vormonates.** Über die Publikation entscheidet die Redaktion. Bildmaterial digital oder im Original senden. Wir senden kein Material zurück. Es besteht keine Publikationspflicht. **Agendahinweise** bis spätestens am 18. des Vormonates **über unsere Webseiten eingeben.** Redaktionsschluss der Ausgabe ist jeweils am 18. des Vormonates (www.kulturagenda.ch).

Die Redaktion **ensuite - kulturmagazin** ist politisch, wirtschaftlich und ethisch unabhängig und selbständig. Die Texte repräsentieren die Meinungen der AutorInnen, nicht jene der Redaktion. Copyrights für alle Informationen und Bilder liegen beim Verein WE ARE in Bern und der edition ensuite. «ensuite» ist ein eingetragener Markenname.

Redaktionsadresse:

ensuite - kulturmagazin
Sandrainstrasse 3; CH-3007 Bern
Telefon 031 318 60 50
Fax 031 318 60 51
E-Mail: redaktion@ensuite.ch

www.ensuite.ch